

EINSATZ

Ein Magazin der Journalisten-Akademie (JONA)

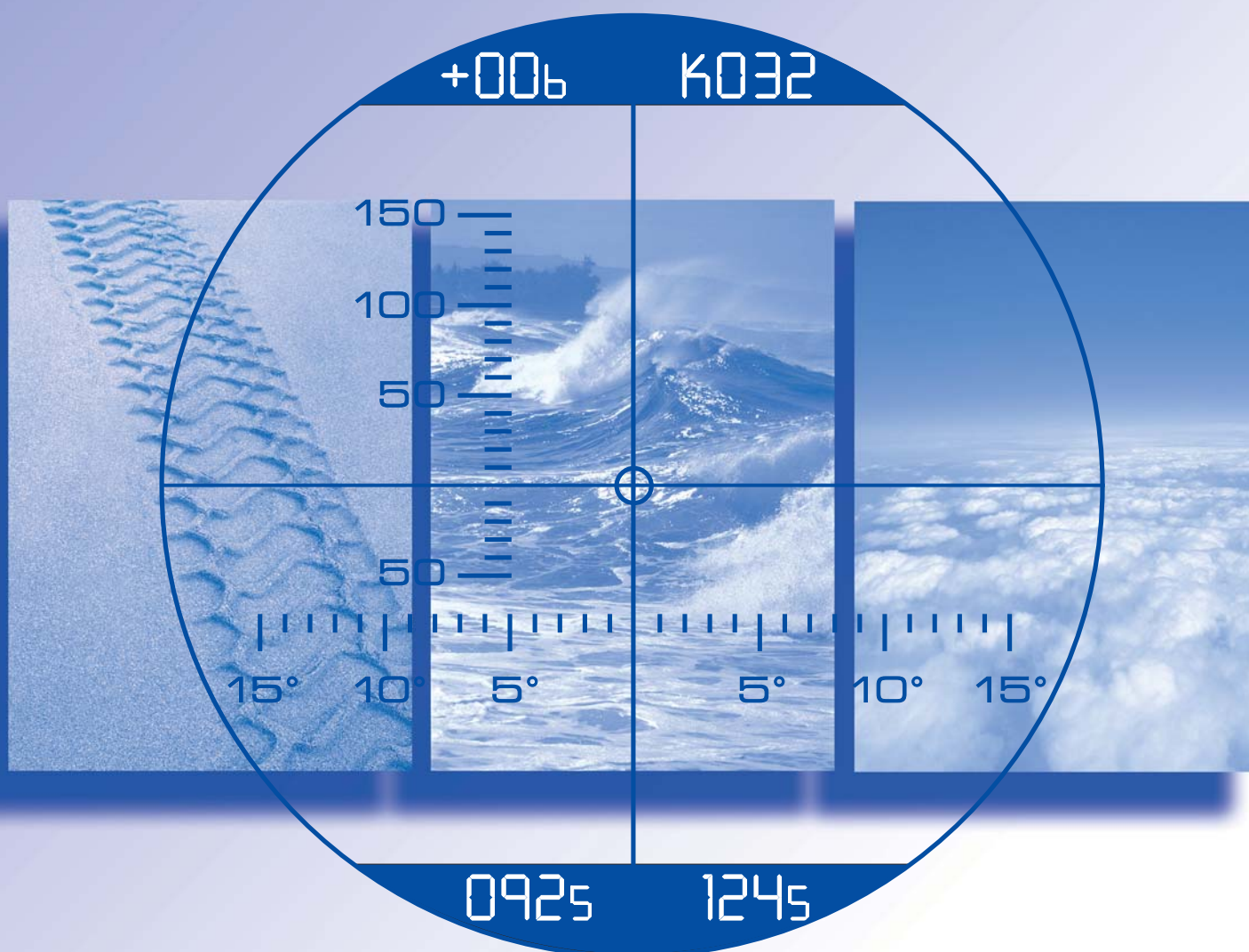


Konrad
Adenauer
Stiftung

Mit der Bundeswehr im Kosovo

Reportagen, Porträts, Berichte und Interviews

Sicherheit, Aufklärung, Wirkung: Carl Zeiss Optronics.



ZEISS. Unter dieser Marke erhalten Sie von Carl Zeiss Optronics ein breites Spektrum hoch innovativer Optronik-Systeme. Mit ihnen leisten wir einen wichtigen Beitrag bei Einsätzen zu Land und zu Wasser, in der Luft und zur Unter-

stützung bei der Absicherung der Landesgrenzen.

ZEISS bedeutet auch: 100 Jahre Erfahrung in Entwicklung und Produktion militärischer Präzisionsprodukte.

Carl Zeiss Optronics GmbH

73446 Oberkochen
Tel.: 0 73 64 20-65 30
optronics@zeiss.de
www.zeiss.com/optronics



We make it visible.

EDITORIAL

Deutschlands Soldaten verdienen mehr gesellschaftliche Anerkennung. Das forderte im März der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages, Reinhold Robbe. Bundespräsident Horst Köhler hatte bereits vor vier Jahren festgestellt, der Bundeswehr werde in der Öffentlichkeit bestenfalls „freundliches Desinteresse“ entgegengebracht. Dabei sind Aufgaben und Bedeutung der Truppe seit der Wiedervereinigung ständig gewachsen. Die Auslandseinsätze unter anderem auf dem Balkan, im Kongo, vor der libanesischen Küste, am Horn von Afrika und in Afghanistan sind der auffälligste Beweis.

Für die Journalisten-Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) Grund genug, dieser neuen Rolle der Bundeswehr nachzuspüren und die Folgen dieser Entwicklung näher zu beleuchten. Wie werden Soldatinnen und Soldaten auf das Ausland vorbereitet? Wie leben und arbeiten sie dort? Was bewirken sie im Einsatzland, wie sind sie angesehen, was hinterlassen sie? 16 Stipendiaten der Journalistischen Nachwuchsförderung, darunter sieben junge Frauen, und alle ungeeignet, lernten Orte in Deutschland kennen, die für Bundeswehreinätze wichtig sind. Im Ausbildungszentrum der Vereinten Nationen in der Rhön und im Gefechtsübungszentrum des Heeres in der Altmark erfuhren wir, wie Soldaten sich auf spätere Patrouillen vorbereiten. Militärs, Politiker und Spitzenbeamte gaben Einblicke in Chancen und Risiken des Auslandseinsatzes insgesamt.

Und dann die Recherche vor Ort: im Einsatzgebiet Kosovo. Zehn Jahre schon stehen deutsche Soldaten in der ehemals südserbischen Provinz, heute stellt die Bundeswehr in Europas jüngstem Staat sogar den Löwenanteil der „Multinational Task Force South“ (MNTFS) der KFOR (Abk. für Kosovo Force). In Prizren und Umgebung ist die Lage stabil, aber nicht sicher. Ob beim Schutz des serbisch-orthodoxen Erzengelklosters oder



Trainer: Chefredakteur Ulrich Schmidla (Focus), Andy Artmann, Petra Tabeling, Seminarleiter Marcus Nicolini (KAS)

durch rot markierte Minen-Warnsteine im Grenzgebiet zu Albanien – die konfliktreiche albanisch-serbische Geschichte ist im Kosovo präsent. KFOR-Soldaten verhindern das Wiederaufflammen ethnischer Auseinandersetzungen und unterstützen den wirtschaftlichen und zivilen Aufbau. KAS-Stipendiaten schildern in Reportagen und Berichten den Alltag in und um das „Lager Prizren“.

Wer über längere Zeit Soldaten journalistisch begleitet, lernt die Denkweise deutscher Staatsbürger in Uniform kennen. Soldaten erfahren im Gegenzug, dass Journalisten keine lästigen Heuschrecken sind. So wächst Verständnis füreinander – und Vertrauen, das wiederum Offenheit im Umgang miteinander fördert.

Wir haben in der Bundeswehr/KFOR fast überall große Offenheit erfahren. Vielen gilt unser Dank für das Kooperationsseminar, einige seien genannt: Verteidigungsminister Franz Josef Jung und Arne Collatz-Johannsen im BMVg, Rainer Glatz und Uwe Nowitzki im Einsatzführungskommando, Friedrich-Franz Sodenkamp und Falk Bärwald. Michael Rother und Christian F. Hirsch begleiteten mit Expertise die Konzeption des Seminars. Nils-Alexander Simon hat in Wildflecken 16 Jungjournalisten in Ausbildungspatrouillen „eingebettet“. Dank vor allem den Menschen des 22. deutschen Einsatzkontingents und der gesamten MNTFS in Prizren, stellvertretend für alle Thomas Starlinger, Matthias Bogusch, Bernd Richter, Kai Gudenoge und Volker Mais!

Marcus Nicolini



Zwischenbilanz von K. Chmelar	04
Interview: General Glatz von P.C. Fink und W. Kerler	09
Einsatzvorbereitung von L. Jakat und S. Kremer	10
Transallflug von G. Grün	14
Stadtporträt Prizren von K. Trotier	16
Fußpatrouille von J. Schneider	18
Lokalpresse von W. Kerler	23
Afghanistanrückkehrer von C. Reichert	24
Freizeit von S. Ehrle	26
Feldpost und Internet von W. Kerler	30
Erzengelkloster von S. B. Fuchs	32
KFZ-Patrouille von A. Missuweit	38
Traumabewältigung von G. Grün	42
Militärseelsorge von K. Trotier	44
Wirtschaft von A. Langer	48
Mahlzeit von F. Schwarzmann	52
Drückeberger von C. Wöhrle	54
Klospprüche von S. Kremer	59
Multinationalität von A.-K. Lenz	60
Sicherheitslage von W. Kerler	63
Bürokratie von L. Jakat	64
Teilstreitkräfte von P.-C. Fink	65
Interview mit General Starlinger	66
Rechtsberater von P.-C. Fink	68
Zwischenruf von J. Schneider	69
Glosse: AbKüFi von C. Reichert	70
EINSATZ Impressum	71

Absurdistan auf dem Balkan

Seit zehn Jahren ringt das Kosovo um eine bessere Zukunft



von
Kristina Chmelar

05

Die Welt ist ein Dorf. Das Kosovo ist ein kaputtes Mehrfamilienhaus in der Straße namens Balkan. Auf dem Grundstück wurde geschossen, gebrandschatzt und gebombt. Im großen Stil zuletzt 1999. Die Nato-Operation „Allied Force“ hatte die Region nicht endgültig befriedet, schaffte aber die Voraussetzung für die Operation „Wiederaufbau“. Das Ende der Kriegshandlungen markiert die kosovarische Stunde Null.

Die Geburtsurkunde des Kosovo ist die Resolution 1244 des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen (UN). Mit dem Ende des Krieges leiteten die UN eine Übergangsverwaltungsmission (UNMIK) ein, die unter anderem die Grundfunktionen einer zivilen Verwaltung übernehmen und Gesetz und Ordnung aufrechterhalten sollte.

In den ersten Jahren passierte nicht viel. Ein Bauingenieur aus Indien war plötzlich für das Gesundheitswesen verantwortlich, ein Polizist aus Ghana erklärte den Kosovo-Albanern, wie man den Straßenverkehr lenkt. Absurdistan lag plötzlich auf dem Balkan. Im Laufe der Jahre offenbarte die Staatsbildungs- und Demokratisierungsstrategie immer mehr Schwachpunkte. Die eingesetzten Mittel brachten keine entsprechenden Ergebnisse, Missmanagement und Korruption griffen um sich.

Malisevo ist eine große Gemeinde im Süden des Landes, etwa 30 Kilometer von Prizren entfernt. Die ersten Jahre nach dem Krieg war Malisevo am Boden und gehörte zu den Ärmsten in der Region. „Bei den Kommunalwahlen von 2004 haben sich dann einige Politiker sehr hervorgetan“, erinnert sich ein Oberstabsfeldwebel der Bundeswehr, der zu dieser Zeit im Kosovo stationiert war. „Heute wird gebaut bis zum geht nicht mehr.“ Öffentliche Gelder spielen eine große politische Rolle im Kosovo. Schafft es ein Kandidat, Kapital für die Gemeinde an Land zu ziehen, hat er gute Chancen.

Die Kommunalpolitiker in Malisevo haben es richtig gemacht, die Gemeinde gedeiht. Laut einer UN-Studie von 2007 erheben 45 Prozent der Kosovaren einen Korruptionsverdacht gegenüber der allgemeinen Verwaltung. Aber nicht nur dort wird bestochen und geschmiert. Wirtschaft und Gesundheitswesen sind genauso bestimmt von Korruption wie der gängige kosovarische Alltag. Der Fehler liegt nicht nur in den Köpfen der Menschen, sondern auch im System. Polizei und Justiz haben bis heute gravierende Schwächen. Hinzu kommen Probleme mit der organisierten Kriminalität. Der Balkan ist eine Durchgangsrouten für Rauschgift von Afghanistan nach Europa, das Kosovo ist der Checkpoint. Neben Drogen werden aber auch Zigaretten und Ben-



zin geschmuggelt. Im ganzen Land schießen Tankstellen wie Pilze aus dem Boden, teils direkt nebeneinander. Nirgendwo steht geschrieben, wie viel ein Liter Benzin kostet. Kein einziges Auto verirrt sich an die Zapfsäulen. Viele Tankstellen sind Camouflage und dienen lediglich der Geldwäsche.

Auf den Straßen selbst fahren Pferdegespanne und alte VWs, Audis und Mercedes nebeneinander her. Fast jedes zweite Fahrzeug im Kosovo gilt entweder als gestohlen oder illegal eingeführt, natürlich unter Umgehung des Zolls. Gehandelt wird aber nicht nur mit Drogen, Autos und Benzin. Auch Menschen sind im Kosovo eine beliebte Ware. Meist sind es junge Frauen und Mädchen aus Südosteuropa, die Opfer von Menschenhändlern werden. Sie werden als billige Arbeitskräfte oder Prostituierte in den Westen geschickt. Das Geschäft boomt.

Von der weltweiten Finanzkrise haben die Kosovo-Albaner wenig mitbekommen. Die Wirtschaft spielt bis heute toter Mann. Trotz der vier bis fünf Milliarden Euro, die seit 1999 in das Land geflossen sind, kämpft die Bevölkerung mit einer Arbeitslosenquote von über 50 Prozent. Das durchschnittliche Gehalt beträgt 200 Euro, von den kaum jemand leben kann. „Mein Vater hat 40 Jahre lang in Jugoslawien gearbeitet“, erzählt Beqir Sylejmani, Dolmetscher bei der Kosovo Force (KFOR) in Prizren. „Heute bekommt er dafür vom Staat 50 Euro Rente.“ Die Armut ist groß, besonders auf dem Land. Wer Glück hat, hat Verwandte, die im Ausland arbeiten und hin und wieder Geld schicken. Wer Pech hat, muss hoffen, dass ihm die Dorfgemeinschaft unter die Arme greift.

Große Hoffnungen setzen die Kosovo-Albaner in ihre Bodenschätze: Braunkohle (eines der größten Vorkommen in Europa), Erz, Blei und Zink. Um diese aber produktiv zu verwerten, wären enorme Investitionen in die Infrastruktur nötig. Dafür hat der Staat kein Geld. Eine andere Chance steckt in der Bevölkerung. Die Hälfte der Kosovaren ist jünger als 25. Gelänge es, diese Generation gut auszubilden und im Land zu halten, hätte der junge Staat eine echte Chance.

Eine der wenigen Kadenschmieden ist das katholische Loyola-Gymnasium in Prizren, der zweitgrößten Stadt des Landes. Ein neuer, blau-weiß gestreifter Gebäudekom-

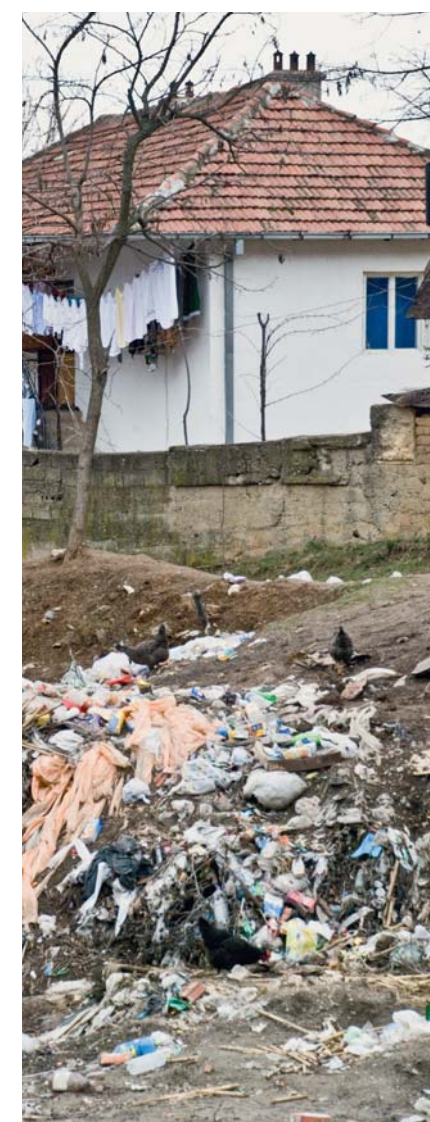
plex mit rotem Ziegeldach, großteils finanziert von deutschen Trägern. Über 300 Schüler gehen hier zur Schule, die meisten von ihnen wohnen im Internat nebenan. Natürlich nicht umsonst. Ihre Eltern zahlen 220 Euro im Monat, ein paar der Kinder erhalten ein Stipendium. Wer nicht das Privileg hat, Bett und Bücherregal in einer der besten Schulen des Landes zu haben, wird in einer der dürftig ausgestatteten staatlichen Schulen unterrichtet. Diejenigen, die einen guten Abschluss machen, wollen ins Ausland. Am liebsten nach Deutschland. Wenn sie ihren Wunsch in die Wirklichkeit umsetzen, wird der „brain drain“ dem Land zum Verhängnis werden. Das Kosovo blutet dann intellektuell aus.

Ohne den Zufluss von Geldern aus dem Ausland wird es nicht möglich sein, die Schere zwischen Arm und Reich zu schließen und die strukturellen Probleme zu beseitigen. Will die Regierung daran etwas ändern, wird sie den Investitionsstandort Kosovo international attraktiver machen müssen. Ausländische Hilfszahlungen und die Devisen der Kosovo-Albaner, die im Westen leben und arbeiten, werden nicht ewig fließen.

Seit zehn Jahren ist die KFOR der einzige stabile Faktor im Land. Sie besteht aus multinationalen Truppenverbänden, die sich die fünf Verwaltungsregionen des Kosovo untereinander aufteilen. Entsprechend der UN-Resolution 1244 ist es ihre Aufgabe, ein sicheres Umfeld aufzubauen und zu erhalten und für die öffentliche Sicherheit und Ordnung zu sorgen. Gemeinsam mit der internationalen UNMIK-Polizei und der Kosovo Police ist es der KFOR recht schnell gelungen, ein einigermaßen sicheres Umfeld zu schaffen.

Mit ca. 2.200 Soldaten ist die Bundesrepublik der größte Truppensteller und Geldgeber. Ihre Kernaufgaben sieht die Bundeswehr darin, den Süden des Landes stabil zu halten und illegale Aktivitäten zu stoppen. „Wir sind nur der schützende Regenschirm, unter dem dieses Land gedeihen soll“, sagt Oberst Matthias B., der gegenwärtig im Kosovo stationiert ist. Den Schuh des „bewaffneten Entwicklungshelfers“ will er sich nicht anziehen. In Wirklichkeit laufen seine Soldaten schon seit zehn Jahren damit herum. Laut offiziellen Angaben gibt es noch keine konkreten Pläne der Bundeswehr für eine

Truppenreduktion im Kosovo. Man hält sich bedeckt – aus gutem Grund. Die Gegensätze zwischen der albanischen Mehrheit und der serbischen Minderheit im Kosovo sind keineswegs verschwunden. Nach wie vor sind



die Kosovaren zu ethnischer Gewalt bereit. Die internationale Militärpräsenz hat den Konflikt lediglich eingefroren und deshalb taut er schon bei dem geringsten Temperaturanstieg wieder auf. Das brisanteste Beispiel hierfür sind die ethnisch motivierten

Ausschreitungen im März 2004. Eine durch Medienberichte aufgeheizte albanische Menge hatte gegen vermeintliche Morde an drei albanischen Kindern protestiert. Diese, so ging damals die falsche Kunde, seien von Serben mit einem Hund in den Fluss Ibar gehetzt worden, in dem sie ertranken. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer im ganzen Land, bis es zu gewaltsamen Ausschreitungen kam und schließlich auch serbische Häuser brannten. Sogar im sonst ruhigen Prizren im Süden des Landes ging ein ganzes Viertel in Flammen auf. Heute erinnern nur noch ausgebrannte Ruinen an die Ausschreitungen von 2004. In der Stadt mit ca. 200.000 Einwohnern leben kaum zwei Dutzend Serben mehr.

Den wahren Grund für die ethnischen Unruhen vermutet ein Major der Bundeswehr ganz wo anders. „Die KFOR plante damals aufgrund der stabilen Lage ihre Truppen zu reduzieren und das wäre für viele Kosovo-Albaner ein Nachteil. Durch die Ausschreitungen hat man erreicht, was man wollte – wir sind geliebt.“

Das Engagement der Bundeswehr beschränkt sich auf den ethnisch weitgehend homogenen Süden des Landes. Die Serben, die im Zuge der kosovarischen Racheaktionen nach Kriegsende nicht vertrieben wurden, leben in Enklaven. Sie vor Übergriffen der Kosovo-Albaner zu schützen, ist auch Aufgabe der Bundeswehr. Die meisten Serben aber leben im Norden des Kosovo. Dort sind sie in der Mehrheit und auch hier ist von einer gegenseitigen Annäherung und Aussöhnung mit den Kosovo-Albanern nichts zu sehen. Eine Bereitschaft zum Dialog gibt es nicht wirklich. Auch andere Minderheiten wie die Türken, Roma und Askhali tragen die Hypothek des „Ethno-Nationalismus“. Im Kosovo lebt man nebeneinander, nicht miteinander.

Am 17. Februar 2008 erklärte sich das Kosovo für unabhängig. Vier Monate nach der Unabhängigkeitserklärung trat die neue

**Sie lernen für eine bessere Zukunft.
Zwei Kinder in der Schule von Planeja**

**Nur wenige können sich den Luxus,
der Müllabfuhr leisten**

EINSATZ



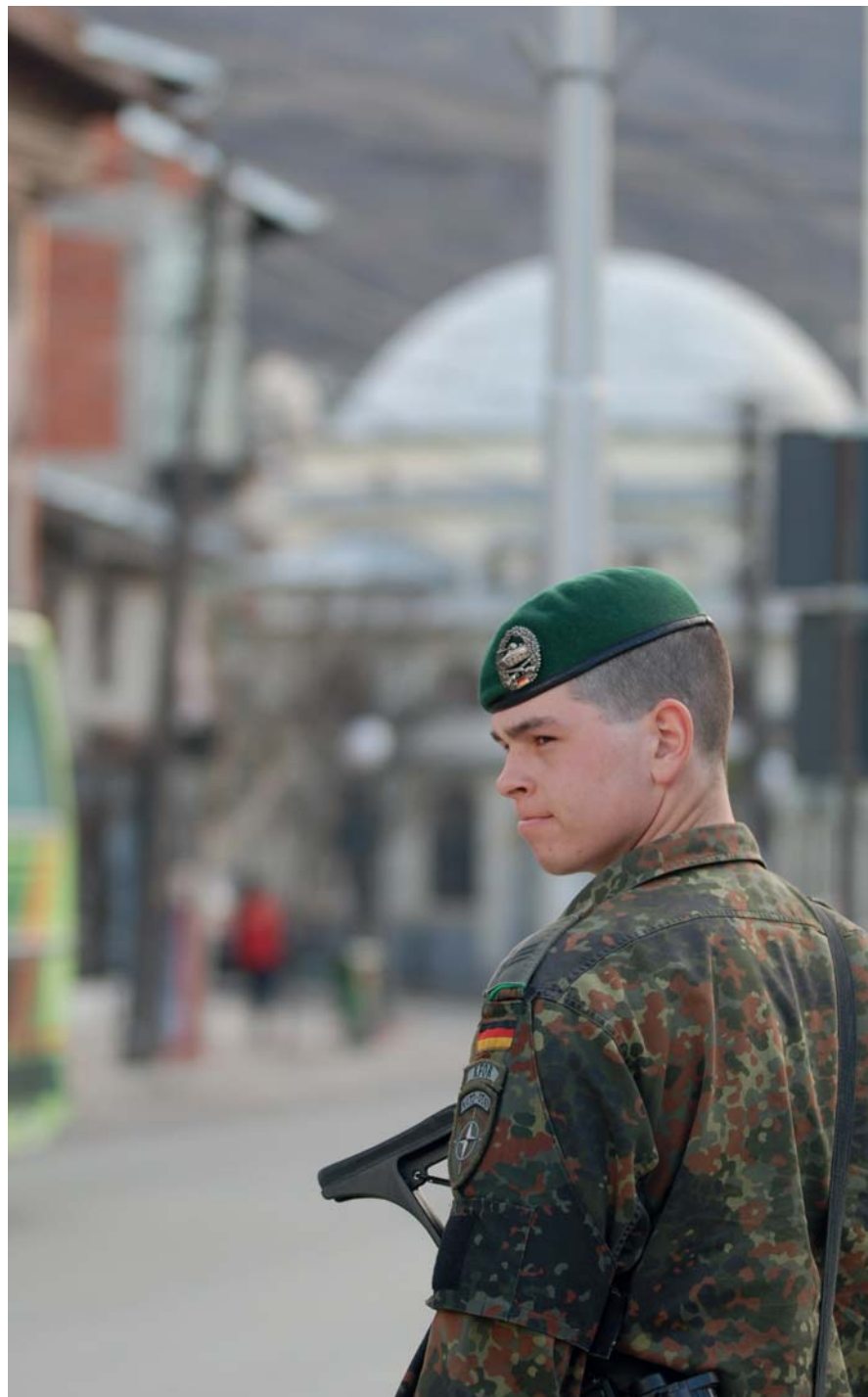
» Das Militär kann die Probleme des Kosovo nicht allein lösen «

Verfassung in Kraft. Die Regierung in Pristina setzte damit eigenmächtig einen Punkt hinter die jahrelange Debatte über den Status der ehemaligen serbischen Provinz. Aus dem Punkt wurde jedoch schon bald ein Fragezeichen.

Obwohl bislang 58 der 192 UN-Mitgliedstaaten die Republik Kosovo anerkannt haben, ist aus völkerrechtlicher Sicht immer noch unklar, ob die Unabhängigkeitserklärung rechtens war. Die serbische Regierung klagt gegenwärtig vor dem Internationalen Gerichtshof (IGH) in Den Haag und bezieht sich hierbei auf die UN-Resolution 1244. Darin wird die Entwicklung einer „substanziellen Autonomie“ des Kosovo innerhalb der ehemaligen Bundesrepublik Jugoslawien als eines der Kernziele der internationalen zivilen Präsenz unter der Leitung der UNMIK festgelegt. In der logischen Konsequenz bedeutet das die Unversehrtheit der territorialen Integrität des serbischen Staates.

Im Juli dieses Jahres wird der IGH sein Urteil verkünden und mit der Entscheidung zumindest die rechtlichen Verhältnisse zwischen Serbien und dem Kosovo klären. Dann können auch die Beziehungen zwischen dem Kosovo und den internationalen Organisationen geklärt werden. Wesentlich verbessern wird sich die Lage im Land dadurch jedoch kaum. Selbst wenn der Staat den Gerichtsprozess gegen Serbien gewinnt und damit sein Legitimitätsdefizit überwindet, bleibt er fragil und nur bedingt souverän. Grund dafür sind die schwach ausgebildeten staatlichen Strukturen, vor allem steht die Republik aber auf einem morschen Fundament. Bis heute pflegen die Kosovo-Albaner eine kollektive Erinnerungskultur an die Gräueltaten der Serben. Sie alle sehen sich als Opfer, vergessen dabei aber gerne, dass es auch in ihren Reihen Täter gibt.

„Es muss immer einen Gewinner und einen Verlierer geben“, ist die landläufige Meinung der Kosovo-Albaner. Aus dem Gerichtsprozess vor dem Internationalen Gerichtshof um die Unabhängigkeit wird ihr Staat vermutlich als Gewinner hervorgehen. Mit Blick auf Land und Leute stellt sich aber die Frage, ob es nicht trotzdem viel zu viele Verlierer gibt.



Im Gespräch: Generalleutnant Rainer Glatz, seit April Befehlshaber des Einsatzführungskommandos der Bundeswehr, das die deutschen Auslandseinsätze steuert.

Vor zehn Jahren hat der Einsatz der Bundeswehr im Kosovo begonnen – wie haben Sie damals die Geschehnisse erlebt?

Glatz: Als die Luftangriffe der Nato begannen, war ich gerade Kommandeur der deutsch-französischen Brigade in Bosnien-Herzegowina. Zunächst musste ich mich also mit den Auswirkungen auf die Situation dort auseinandersetzen. Zurück in Deutschland habe ich dann Soldaten für den Einsatzunterstützungsverband AFOR in Albanien ausgebildet. Eines der Bataillone der Brigade 37 war da bereits auf dem Weg nach Mazedonien und später ins Kosovo. Der Einsatz hat mich also schon damals in erheblichem Maße beschäftigt.

Seitdem sind zehn Jahre vergangen. Wie erfolgreich verlief der Bundeswehreinsatz aus heutiger Sicht?

Glatz: Ich glaube, der Einsatz war ein militärischer Erfolg. Die Kämpfe sind längst beendet und inzwischen ist das Kosovo ein selbstständiger Staat. In mehreren Schritten konnten internationale Truppen abgezogen werden. Eingangs wurden unsere Soldaten noch in jeder gefährlichen Situation als erste Kräfte eingesetzt. Heute sind sie erst als dritte im Einsatz – nach der kosovarischen Polizei und der EU-Rechtsstaatsmission Eulex. Sicher harren viele politische Probleme im Kosovo noch einer Lösung, aber das ist eine völlig andere Geschichte.

In Deutschland ist der Kosovo-Einsatz kaum noch ein Thema für Politik und Medien. Ist das Kosovo nicht mehr wichtig?

Glatz: Das wäre aus meiner Sicht eine Fehleinschätzung. Wir stellen im Kosovo so viele Truppen wie kein anderes Land. Afghanistan ist der einzige Auslandseinsatz, an dem noch mehr deutsche Soldaten teilnehmen. Das macht deutlich, dass dem Kosovo politisch immer noch eine hohe Bedeutung beigemessen wird.



Bei den Unruhen im März 2004 ist der Konflikt zwischen Albanern und Serben wieder aufgeflammt. Könnte so etwas noch einmal passieren?

Glatz: Ausschließen kann man das sicher nicht. Ich glaube aber, dass die Menschen im Kosovo ihr Land politisch und wirtschaftlich weiterentwickeln wollen. Ein Rückfall in gewalttätige Auseinandersetzungen droht kaum noch. Die Bewohner des Kosovo haben inzwischen genug von Konflikten.

Wenn Sie entscheiden könnten: Wie würde man im Kosovo in den nächsten Jahren weiter vorgehen?

Glatz: Die militärische Präsenz muss in einem bestimmten Umfang aufrechterhalten werden. Das ist die Frage, die ich als Soldat für meinen Verantwortungsbereich beantworten kann. Aber die größten Herausforderungen liegen im politischen Bereich, vor allem in der Wirtschaftspolitik. Das Militär kann die Probleme des Kosovo nicht allein lösen. Aber die Truppenpräsenz öffnet ein Zeitfenster, in dem die Politik ihre nichtmilitärischen Werkzeuge einsetzen kann.

Wie wird die Nato künftig im Kosovo vorgehen?

Glatz: Ich erwarte, dass es im Sommer erste Entscheidungen geben könnte. Käme es zu einer Reduzierung von Truppen im Kosovo – was ich derzeit nicht absehen kann –, dann würde man Anpassungen vornehmen müssen. Ein kleineres Kontingent könnte sich nicht mehr auf fest zugeschnittene Räume konzentrieren. Stattdessen müssten die Streitkräfte flexibel im gesamten Kosovo eingesetzt werden können.

Was hat die Bundeswehr im Kosovo für ihren Einsatz in Afghanistan gelernt?

Glatz: Es gibt sicherlich generelle Lektionen, beispielsweise bei Logistik und Führungsunterstützung durch Fernmelder. Aber ich möchte hervorheben: Jedes Einsatzgebiet, in dem wir uns befinden, ist von Geographie, Risikolage, Geschichte und Kultur her völlig anders zu bewerten. Deswegen müssen wir vorsichtig sein, dass wir Erfahrungen nicht unbedacht auf andere Einsatzgebiete übertragen.

Jenseits des Flusses liegt das befreundete Albanien (Foto oben)

Alltag: regelmäßige Patrouillen der deutschen Bundeswehr in Prizren

INFO Albanien ist seit 2009 Nato-Mitglied

Die Auslandseinsätze deutscher Soldaten beginnen tief in der Provinz. In Letzingen in der Altmark und in Wildflecken in der Rhön lernen die Rekruten, einen Krieg zu führen, den es offiziell nicht geben dürfte.

Bevor der Kampf beginnt, raucht die Truppe noch eine Zigarette. Sie hat eine kurze Nacht und eine längere Woche hinter sich; früh um sieben Uhr haben die Soldaten ihre Ausrüstung gepackt und sind in den Morgen gestolpert. Der Rauch wirkt in dem dichten Schneetreiben wie Watte, als die Soldaten eine Pause zwischen zwei Feuergefechten nutzen. Höflich wird nach Feuergefragt und sich gesiezt, die Achtergruppe auf Patrouille muss sich um diese Uhrzeit erst noch kennen lernen. Die Lage sei unruhig, hieß es morgens in der Einsatzbesprechung. Minen lägen zwischen den Gebäuden, erfahren die Soldaten später. Der Einsatzleiter schaut auf die Uhr, dann in die weichen Gesichter der jungen Männer, die zumindest geistig schon in Afghanistan sein sollen. „Auf geht's!“ Die Patrouille setzt sich in Marsch. Acht Soldaten und zwei „eingebettete“ Journalisten suchen im bayerischen Wildflecken einen afghanischen Polizeipräsidenten.

In Fetzen wehen die Zurufe herüber, aber es sind nicht nur die gelben Schaumstoffstöpsel in meinen Ohren, die den Sinn des Kommandos verschlucken. Nach einiger Zeit begreife ich: Der Satz soll durch die ganze Fußpatrouille weitergegeben werden, von Nummer 1 vorne links bis zur Nummer 8 hinten rechts – die den Empfang dann mit einem „Meldung durch!“ quittiert. Im Zickzack von einer Straßenseite auf die andere. Das scheint nicht recht zu funktionieren; die Leitung zwischen den acht Soldaten ist gestört, Wind und Gehörschutz tun ihr übriges.

Der Trupp ist unterwegs in einem Dorf irgendwo in Afghanistan. Sein Auftrag: Den Polizeipräsidenten aufsuchen und mit ihm über das Vorgehen bei einer Straßensperre verhandeln. Die einfachen Lehm- und Bretterbuden der Afghanen sind hier in Deutschland eine Reihenhaussiedlung mit gelben baufälligen Doppelhaushälften, die die Amerikaner nach ihrem Abzug 1994 zurückgelassen haben. Die Soldaten flankieren die Straße und schleichen vorwärts durch den nasskalten Märzorgen ihres Übungsszenarios. Schon bald wird es ernst für die acht Soldaten und sie verlegen an den Hinduksch, wie der Eintritt in den Krieg im Bundeswehrjargon bezeichnet wird. In Wildflecken sollen sie den Ernstfall trainieren. Dazu gehört es auch, mich und meinen Kollegen als Fotojournalisten mitzunehmen.

Wie meine Beschützer trage ich heute eine tarngrüne Splitterschutzweste, die mir schwer auf den Schultern liegt und die Beweglichkeit nimmt. Auf das Zusatzgewicht



Warten auf die Taliban

Wie deutsche Soldaten für den Ernstfall üben

des Helms durfte ich verzichten. Im hinteren Drittel der Fußpatrouille gehe ich im bedächtigen Gleichschritt mit den Soldaten die Straße entlang, fotografiere Uniformen und heruntergekommene Vorstadthäuschen im Schneematsch, links und rechts von mir geladene Gewehre mit Platzpatronen und Laservorrichtung, die im Notfall sofort in Anschlag gebracht werden können.

Noch ist der Umgang mit dem Gewehr G 36 ein wenig hakelig, bei dem einen oder anderen verklemmt sich in der Kälte die Repetiervorrichtung und muss mit klammen Fingern wieder korrigiert werden, während weiter vorne Schüsse fallen. Eigentlich haben die Soldaten das Schnellfeuergewehr ausgiebig während ihrer Grundausbildung erproben können, vielleicht spielt bei einigen doch die Nervosität mit, wenn sie sich vorstellen, dass es bald nicht mehr nur ihre Kameraden sind, die auf sie zielen. Wildflecken ist die letzte Station, bevor die Soldaten die Transall in Richtung Kabul oder Prishtina besteigen. Eine Woche Heimaturlaub gibt es nach der Übung in Franken noch, um sich von der Freundin und der Familie zu verabschieden. Die meisten haben sie schon länger nicht mehr gesehen. Ein halbes Jahr vor dem Einsatz beginnt die intensive Ausbildung für das Ausland schon in Deutschland, nur an wenigen Wochenenden ist Zeit für die Heimfahrt. Gefechtsübungen machen neben Sprachkursen und Vorträgen über



Einsatz und Kultur des Zielgebietes nur einen Teil der Ausbildung aus. Ich bemerke als letzte den kleinen LKW an der Straßenecke, ein Raunen geht durch die Patrouille. Zwei Männer in Zivil verladen Kisten. Als zwei weitere mit einem Arm voll Gewehre dazukommen, ducken sich die Soldaten; als die ersten Schüsse fallen, gehen sie hinter den Schneehaufen am Straßenrand in Deckung. Ich bleibe unschlüssig stehen, niemand scheint sich um eine unbewaffnete Journalistin kümmern zu wollen. Beim Knallen der Platzpatronen zucke ich leicht zusammen. Ob echte Schüsse ähnlich klingen? Ich glaube, ich musste noch nie welche hören.

Dann die Manöverkritik: Herr Bär*, stellen Sie bitte die Lage dar – Herr Müller, hätten Sie schießen dürfen? – Zugführer, wieso haben Sie die UN-Mitarbeiter nicht im Haus in Sicherheit gebracht? So geht es minutenlang nach jedem Durchgang, wenn sich die Soldaten vor der Übungskulisse aufreihen und den Einsatz, Fehler und mögliche Alternativen durchdiskutieren. Es ist wie die Halbzeitbesprechung einer unerfahrenen Fußballmannschaft im Tonfall eines Behördenbüros. Es sei eine Gefahr für Leib und Leben gewesen, dekliniert Oberfeldwebel Martin Janssen* artig die „rules of engagement“ durch, den Maßnahmenkatalog für den Waffengebrauch, der für jeden Einsatz detailliert vom Bundestag festgelegt ist und der regelt, in welcher Situation deutsche Soldaten auf andere Menschen schießen dürfen. Die „Gefahr für Leib und Leben“ wird während der Übungen noch häufig genannt werden – vor allem in den Übungsszenarien zu Afghanistan, nicht denen zum Kosovo. „Die Kommunikation hat gefehlt“, sagt der Ausbilder mit dem Schnauzer und der Pfeife. „Und wer bitte hat sich um die Schutzbefohlene gekümmert?“ Also bekomme ich einen Soldaten aus der Patrouille als Bewacher zur Seite gestellt. „Ich wollte schon immer mal Presseoffizier sein“, sagt Hauptfeldwebel Thomas Danner* und grinst. Im nächsten Akt wird ein ISAF-Soldat niedergeschlagen, der Angreifer verschanzt sich mit dem Gewehr des Bewusstlosen. Diesmal lässt mir Danner keine Zeit zu überlegen. „Da rüber!“, ruft er. „Los!“ Ich stolpere in den knietiefen Schnee, werde an meinem schweren Kostüm nach oben gezogen und in den Schutz eines leer stehenden Carport gezerrt. Unter meinen Winterstiefeln rollen Patronenhülsen klirrend zur Seite. Ich bin in Afghanistan – zumindest in Gedanken.

Der Krieg am Hindukusch hat die Ausbildung der Soldaten verändert, weil sich die Bundeswehr plötzlich mit „illegalen Kräften“ konfrontiert sieht, die nicht mehr mit Panzern kämpfen, sondern Sprengfallen am Straßenrand legen und Raketen aus Häuser-schluchten feuern. Jahrzehntelang stellte sich Deutschland auf einen Krieg gegen die Sowjets auf heimischem Boden ein, jetzt kämpft man gegen die „Teilzeit-Taliban“, wie ein Übungsleiter in Wildflecken scherzt. „Erst arbeiten sie auf den Feldern, dann schießen sie auf uns und gehen danach zu ihren Familien“, sagt er. Im Gefechtsübungs-



zentrum des Heeres, das ein großer Sandkasten für Panzer und Einsatzverbände in der Altmark ist, plant der Stab gerade den Aufbau einer „urbanen Umgebung“, einer kompletten Stadt, die später einmal aussehen soll, wie aus den Märchen aus Tausend-undeinernacht – wie Kabul oder Bagdad. Dafür stehen Wildflecken und Letzingen. Mehr als 7.000 Hektar Spielplatz in der Pampa.

Es gehört dazu, dass ich nicht weiß, was passieren wird. In einem Film habe ich gesehen, wie Soldaten eine Geiselnahme trainieren. Sie lassen sich von verkleideten Kameraden die Augen verbinden, wegschaffen und anbrüllen, immer wieder. Bei der Vorstellung werde ich nervös, auf diese Art Übungssituation kann ich verzichten. Dirk Förster* hat sie erlebt. „Das ist schon ein un-gutes Gefühl, dieses Ausgeliefertsein“, sagt mir der Hauptfeldwebel, der einen meiner Bewacher mimt. „Natürlich hat man irgendwo im Hinterkopf ‚Das ist ja nur ein Spiel‘, aber ein bisschen kann das den Stress schon nachstellen.“

Rund 1.000 Kilometer weiter südöstlich sitzt Dimitri Gekas* in seinem Sessel im Betreuungsbüro des Feldlagers Prizren im Kosovo und lacht, wenn er an diesen „Stress“ zurückdenkt. 13 Jahre ist der Oberstleutnant bei der Bundeswehr, sechs Auslandseinsätze hat er schon hinter sich. Die Städte außerhalb der Lager hat er nur gesehen, wenn er rausgefahren ist, um Schnaps für seine Kameraden zu kaufen, wie er sagt. „Es ist gut, dass man gewisse Muster und Schablonen hat, Routinen, nach denen man dann automatisch handelt, wenn man wirklich in einer brenzligen Situation ist.“ Aber raus kämen

eh nur die Einsatzbataillone, nach Wildflecken jeder Postbeamte und Brunnenbauer. „Auf ihre eigentlichen Aufgaben werden die meisten Soldaten nicht vorbereitet“, bemängelt er. Draußen, vor der Lagerschranke, patrouilliert eine Gruppe Soldaten durch Prizren, wie sie es in Deutschland gelernt hat. Helm und Schutzweste liegen im Auto, die Gefährdungslage ist „sicher, aber nicht stabil“, die Pistole halbgeladen im Halfter, eine Patrone ist nicht im Lauf. Zwei Soldaten sichern nach vorn, einer nach hinten ab. Zumindest in Friedenszeiten funktioniert das Prinzip der Ausbildung schon einmal.

Thomas Danner kniet neben mir, das Gewehr entschert beobachtet er die oberen Stockwerke der umliegenden Häuser. Bald fliegt er zum vierten Mal in den größten Einsatz der Bundeswehr, in Mazar-e-Sharif wird er afghanische Soldaten ausbilden. „Alles kann man natürlich nicht üben“, sagt er, ohne den Blick abzuwenden. Die Patrouille, die hier gemeinsam trainiert, ist willkürlich zusammengestellt, ein Grund für die Kommunikationsprobleme. „Das Team ist nicht eingespielt, wir kommen ja alle woanders her“, meint Danner. Dennoch sei dieses Training unerlässlich. „Solche Situationen kommen dort vor, wenn auch nicht jeden Tag – Gott sei Dank.“

Meine Begleiter in Flecktarn haben ihre Schutzbrillen abgenommen, der Schnee fällt jetzt in dicken nassen Klecksen und nimmt ihnen die Sicht. Warum tragen sie eigentlich diesen klobigen Augenschutz? Gegen Splitter? Getönt sind die Gläser nicht und in Afghanistan soll das Sonnenlicht ja besonders aggressiv sein. Ich habe mich vorschriftswidrig von den gelben Ohrstöpseln getrennt;

mein Pulsschlag, meine Schritte und das Reiben meiner Weste über dem Anorak hatten alle anderen Geräusche übertönt und meine Aufmerksamkeit irritierend belagert.

In der Rollenspielpause, unterwegs zur nächsten Szenerie, frage ich Dirk Förster nach Afghanistan. „Ich gehe da schon hin, um etwas zu bewegen“, sagt der Hauptfeldwebel mit der dicken Schirmmütze und dem Platzpatronengewehr. „Wenn man sich mit der Sache nicht identifiziert, dann geht’s nicht.“ Wir gehen durch das, was früher einmal ein Vorgarten gewesen sein muss. In Afghanistan, meint er, gelten keine Euphemismen. „Wenn auf mich geschossen wird, wenn ich Angst haben muss, dass mein Auto gesprengt wird, dann ist das für mich Krieg. Da können andere denken, was sie wollen.“

Morgens warten sie auf die Taliban, am Mittag in einem kosovarischen Dorf auf die UN. Eine Woche lang bleiben die Rekruten im Übungslager und werden ständig mit wechselnden Szenarien konfrontiert. Die Ausbildung gilt für drei Jahre, dann muss man vor einem Auslandseinsatz wieder eine Woche ins Trainingslager, die Inhalte haben sich in dieser Zeit teilweise gravierend geändert, sagt ein teilnehmender Oberstleutnant, der schon zum vierten Mal nach Afghanistan fliegt. Die Inhalte scheinen an die Lage vor Ort angepasst zu werden. Waffenschmuggel, Kontaktaufnahme mit der Bevölkerung, Minen, Geiselnahme, unbewaffnete Aufständische, zahlenmäßig überlegene Guerillakämpfer.

In Deutschland dauert jeder Teilkrieg 35 Minuten. Hinter der Kurve taucht ein weißer Golf als UN-Fahrzeug auf. Zwei Zivilis-

ten stehen vor dem offenen Kofferraum. Plötzlich taucht eine Gruppe junger Männer auf, Einheimische. Sie gehen auf die UN-Mitarbeiter los, brüllen in schlechtem Englisch durcheinander, die Szene verliert ihre Kontur. Meine Bewacher laufen in den Tumult hinein, ich in ihrer Mitte. „Was wollt ihr?“, frage ich einen der Unruhestifter, jetzt ganz Journalistin. „Seit zwei Wochen warten wir auf Essen, die Uno hat’s versprochen“, kann er noch antworten, bevor die Soldaten ihn in den Schnee drücken und mich in das nächstgelegene Gebäude außer Sichtweite bringen. Hinter der zersplitterten Haustür treffe ich das UN-Personal. „Das macht schon Spaß, hier mitzuspielen“, sagt einer der verkleideten Wehrdienstleistenden. „Da passiert wenigstens was.“

Der Übungsleiter ist zufrieden – diesmal hat sich das Team verstanden und gemeinsam gehandelt. Ein paar Sonnenstrahlen lassen den Schnee in meinem Kragen zu einem kalten Rinnsal schmelzen und meine Kameraden auf Zeit blinzeln. Danner hat sich eine Zigarette angezündet, Förster die Ohrschützer seiner Soldatenkappe nach oben geklappt. Im Juni landen sie bei 40 Grad in Afghanistan, vorerst marschiert die Truppe aber zum Mittagessen in den ehemaligen Kindergarten.

* Name geändert

Erschwerte Bedingungen: Soldaten üben das Bergen von Kameraden

Vom Funktionieren der Gruppe (Bilderleiste I.) hängt das Leben ab

EINSATZ



Landsberg – Prishtina und zurück

Ein Flug mit der Transall C-160 ins Kosovo



Darf ich vorstellen? Transall C-160. Der Name verrät, dass das Bundeswehr-Flugzeug von der Arbeitsgruppe **Transporter Allianz** entworfen wurde und ein Cargo-Flugzeug mit 160 Quadratmetern Flügelfläche ist. Wie die Bundeswehr selbst hat auch die Transall einen klar definierten Auftrag: den Transport von Personen und Material. Deshalb liegt der Schwerpunkt im Design der Maschine nicht so sehr auf Komfort, sondern auf Praktikabilität – trotzdem enthält sie einen Hauch Luxus, denn die zwei Triebwerke sind vom mittlerweile deutschen Autobauer Rolls Royce.

So ist eine Transall schon eine kleine Ansammlung von Gegensätzen: Zum Beispiel ist es entweder warm, dafür aber auch recht eng, oder man hat Beinfreiheit, spürt aber nach spätestens drei Stunden Flug seine Füße vor Kälte nicht mehr. Abgesehen von der urtümlichen Klimatisierung wirkt die Inneneinrichtung fast futuristisch.

„Der Vogel“, wie die Soldaten das Flugzeug nennen, hat einen kühlen Metallboden, solide, leicht gewölbte Plastikverkleidung, silberne Schilder, die mit kryptisch wirkenden Zeichnungen erklären, hinter welcher Verkleidung sich was befindet.

Nur der Geruch von altem Gummi und Plastik verrät das wahre Alter der Maschine: stramme 40 Jahre hat sie auf dem Buckel – also eher Retro-Charme der 60er-Jahre statt Zukunftsmusik.

Ganz und gar unmusikalisch ist die Transall jedoch nicht. Nimmt man sämtliche Düsen- und Motorengeräusche zusammen, ergibt sich ein vielfältiger ohrenbetäubender Kanon, der sich – wie echte Musik – auf den „Zuhörer“ überträgt, in diesem Fall über die Sitzaufhängung.

Vor dem Start wirkt die Maschine unruhig, zittert laut, als könne sie es kaum erwarten, dass ihre Tragflächen von 40 Metern Spannweite durch die Luft gleiten. Dann zieht sie das Tempo deutlich an, die Insassen neigen sich in ihren olivgrünen Segeltuchsitzen gleichmäßig zum Ende der Maschine – denn in einer „Trall“ sitzt man in vier Längsreihen. Und dann hebt das 28.500 Kilogramm schwere Flugzeug ab. Zuerst mit der „Nase“, anschließend lösen sich die Räder vom Boden, bis endlich die gesamte Maschine in der Luft ist. Noch einmal sackt sie ab, tatsächlich wie ein Vogel, der mit dem ersten Flügelschlag deutlich an Höhe zu gewinnen versucht.

Hoch in der Luft über den Alpen gibt es dann eigentlich keinen Unterschied mehr zwischen einem normalen Linienflug und einer Bundeswehrmaschine, die über das größte Gebirge Europas fliegt. Das regelmäßige Motorenbrummen ist für den Laien das gleiche wie das eines normalen Ferienfliegers und wirkt daher auch genauso beruhigend und einschläfernd.

Alternativ zum Nickerchen im Himmel bietet sich die Möglichkeit, die Maschine zu erkunden. Das aber gestaltet sich nicht so einfach, wie man aufgrund einschlägiger Economy-Class-Erfahrung vermuten mag. Der Vorteil: Man hat sein Gepäck den ganzen Flug über im Blick. Der Nachteil: Das

Gepäck ist nicht nur im Blick, sondern auch im Weg – ein „Spaziergang“ durch den Flieger gleicht eher einem Geschicklichkeitsparcours zwischen ausgestreckten Beinen schlafender Passagiere, Rollenschiene zum Einladen des Gepäcks und drei großen Hundetransportboxen, die heute mit nach Prishtina fliegen. Im vorderen beheizten und gleichzeitig eng besetzten Teil der Maschine steigen dann auch Soldaten der Bundeswehr mal über Bänke, um zum hinteren Flugzeugteil zu gelangen.



Aber einen Unterschied gibt es doch noch: Kommunikation ist auch in dieser Höhe hauptsächlich über Hände, Füße und Blicke möglich – oder Anbrüllen, um die Schaum-Schallwand der Ohrstöpsel zu durchbrechen, die vor dem Start zum Schutz gegen den Maschinenlärm verteilt wurden.

Ansonsten ist die Transall ein ganz normales Flugzeug, wenn man das Fleckturn ignoriert. Fast 300.000 Passagiere gingen mit 15.000 Tonnen Material in den vergangenen zehn Jahren an Bord der Transall-Maschinen in den KFOR-Einsatz. Neben ihrem eigentlichen Transporterdasein, für das sie laut Bundeswehr „immer im Einsatz“ ist, kann die Transall auch als Absprungstation für Fallschirmjäger oder als Löschflugzeug dienen.

Fast 22.000 Flugstunden waren die Transall-Maschinen im Auftrag der KFOR in der Luft, trotzdem scheinen sie kein bisschen arbeitsmüde – im Gegenteil: Je deutlicher sich die Maschine dem Boden nähert, desto unruhiger und lauter wird sie wieder – als wolle sie lieber noch in der Luft bleiben.

Die Fotos zeigen Impressionen des Fluges mit der Transall (Foto oben)

INFO Seit 1968 fliegt die Luftwaffe die C-160





Stadt der traurigen Optimisten

Prizren gilt als die schönste Stadt des Kosovo. Eine Vielzahl historischer Gebäude prägt das Bild der Altstadt. Aber die Fassaden sind brüchig – genauso wie die Biographien der Menschen, die in der Stadt leben.

Tief sitzen die blau-grünen Augen im kantigen Gesicht. Sie sind matt, müde. Wenn Bylent Gavazi erzählt, schweift sein Blick zur Decke. Dieser verrät, was Gesten und Körpersprache verdecken: dass Leid und Trauer tiefer sitzen, als im lockeren Gespräch gezeigt werden soll. Gavazi arbeitet als Kellner in der „Bar 2000“, nur wenige Schritte entfernt vom Tummelplatz Shadervan im Zentrum der Altstadt von Prizren. Der 38 Jahre alte Kosovare sitzt in weiter Trainingshose und grauem Fleece-Pulli auf einer Kühlbox hinter der Theke und erzählt. Über sich, seine Stadt und sein Land. Langsam, aber stetig gehe es voran mit Prizren und dem Kosovo. „Die Unabhängigkeit war der einzig richtige Weg. Die Administration, die Polizei, die Infrastruktur: alles befindet sich im Aufbau.“ Der Kosovare mit kurz geschorenen Haaren ist Optimist. Aber seine Augen, sie leuchten nicht. Ihr Schimmer ist verblasst in den Jahren des Krieges und des Leidens.

Nie hat Gavazi länger in einer anderen Stadt gelebt. Viele seiner Verwandten zogen nach Schweden, Norwegen, Österreich, Deutschland. Er ist mit seiner Frau und seinen beiden Kindern geblieben. Prizren ist seine Heimat, hier gehört er hin. Denn Prizren ist wie er: Die Stadt ist lebendig und zum Aufbruch bereit, aber die Mühsal und die Qualen nehmen ihr den Glanz. Der historische Ballast drückt sie nieder.

Die Region war seit jeher Zankapfel der Großmächte und Kulturen. Illyrische Stämme gründeten hier eine der ältesten Siedlungen Europas, die Römer nutzten die günstigen Handelsrouten und ließen sich im Tal des Flusses Bistrica nieder. Es kamen und gingen slawische Stämme, Byzantiner, Bulgaren, Serben und Osmanen, bis die beiden Balkankriege kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs die serbische, später jugoslawische Herrschaft besiegelten. Heute ist Prizren die zweitgrößte Stadt des jungen Staates Kosovo. Christentum und Islam, westliche Prägungen und östliche Einflüsse. Das Stadtbild ist sperrig, voller Widersprüche. Die Gebäude verkannten sich, bilden keine Einheit.

Ein brüchiges Bild, in dem rein quantitativ der orientalische Einfluss dominiert. Achtundzwanzig Moscheen teilen sich die Straßenzüge. Die wichtigste unter ihnen: Die 1615 erbaute Sinan-Pascha-Moschee. Sie ist das größte muslimische Gebetshaus in Ex-Jugoslawien und wird derzeit von türkischen Geldgebern aufwendig renoviert. Die Regierung in Ankara bemüht sich um die kleine türkische Minderheit im Süden des Kosovo. Gänzlich brach liegt hingegen die sich über dem südlichen Hang der Stadt erhebende Festung Kalaja. Von den Osmanen erbaut, nachdem diese die Stadt 1453 erobert hatten, verfällt sie seit den Balkankrie-

gen unaufhörlich. Das gleiche Schicksal drohte bis vor kurzem dem nördlich der Bistrica gelegenen Hammam, einem ehemaligen türkischen Dampfbad aus dem 16. Jahrhundert. Die Stadt will das Gebäude nun restaurieren.

Die christlichen Bauten wirken in der muslimischen Stadt, in der über neunzig Prozent der rund 200.000 Einwohner Anhänger des Islams sind, wie brüchige Widerhaken. Einzig in der römisch-katholischen Kirche werden regelmäßig Messen gefeiert. Die drei großen serbisch-orthodoxen Goteshäuser sind schwer beschädigt. Die direkt im Stadtzentrum liegende Sankt Georgskirche ist während der Märzunruhen 2004, in denen der ethnische Konflikt zwischen Kosovo-Albanern und Serben noch einmal aufflamte, abgebrannt. Der ehemalige Bischofssitz wird gerade renoviert. Die Fassaden stehen bereits, jetzt folgen die Innenarbeiten.



Von Grund auf neu aufgebaut werden soll die Erlöserkirche. Sie schmiegt sich neben der Festung Kalaja in den Hang der imposanten Berglandschaft, die Prizren umrahmt, und thront wie eine traurige Königsruine über ihren schwer zerstörten Häuseruntertanen im ehemaligen Serbenviertel. Das Viertel brannte während der Märzunruhen völlig aus – auch, weil die kosovarische Feuerwehr die Rettungsmaßnahmen nicht forcierte, sondern eher behinderte. Viele Serben flohen, weniger als zwei Dutzend blieben in der Stadt. Sie werden heute von den Kosovaren geduldet. Das Verhältnis hat sich entspannt, aber noch lange nicht normalisiert.

Deutliches Zeichen dafür: Alle symbolträchtigen serbischen Monumente werden rund um die Uhr von der kosovarischen Polizei überwacht. Heute läuft Ismet Suka Streife an der Muttergotteskirche, einer Fünfkuppelkirche, die im 18. Jahrhundert für mehrere Jahrzehnte auch als Moschee genutzt wurde. Seit acht Jahren ist er Polizist. Davor lebte er für vier Jahre in Karlsruhe. In Prizren habe sich vieles verändert in den letzten Jahren, erzählt Suka. „Die Straßen sind besser geworden, die Häuser schön-

er und an vielen Stellen wird gebaut. Aber wir sind erst am Anfang, es bleibt sehr viel zu tun.“ Ein ganzer Berg an Aufbauarbeit wartet im Norden der Stadt. Hier, wo in den Lehmstraßen riesige Schlaglöcher klaffen und Hunderudel über die Felder streunen, verdichten sich die Probleme, von denen auch die Altstadt nicht verschont wird. Menschen wohnen entweder in einsturzgefährdeten Hütten oder in halbfertigen Häusern, die deshalb nicht verputzt werden, weil die Bauherren kein Bargeld haben. Und überall liegt Müll. Eine kleine Straße schlängelt sich durch eine illegale Müllhalde, die von Woche zu Woche größer wird. Selbst Friedhöfe dienen teilweise als kleine Mülldeponien.

Infrastrukturell und administrativ steht Prizren wie das ganze Kosovo auf unsicherem Grund. Die Stromversorgung ist nur unzureichend gewährleistet. Vor vielen Geschäften stehen kleine blaue Notstromaggregate, die anfangen zu hämmern, sobald der Strom ausfällt. „Kosovo-Techno“ nennen das die KFOR-Soldaten. Die Wasserversorgung ist ebenso mangelhaft und Korruption ist aus dem Alltag nicht mehr wegzudenken. Der Krieg hat eine Struktur hinterlassen, die sich nur ganz langsam aufweichen lässt.

Eingeklemmt zwischen einer hasserfüllten Vergangenheit und einer von Korruption, organisierter Kriminalität und Müll drangsalierten Gegenwart ringt Prizren um seine Zukunft. Die Stadt ist lebendig. In den Gassen herrscht geschäftiges Treiben. Die westliche Konsumwelt hat mit all ihren Reizen auch Prizren erreicht, junge Menschen prägen das Stadtbild. Siebzig Prozent der Einwohner sind unter 30 Jahre alt, bei siebzig Prozent liegt aber auch die Arbeitslosigkeit. Die Stadt besitzt keinen Glanz. Das Leben ist nicht beschwingt, sondern mühselig. Nur langsam tasten sich die Menschen in ihren Mikrokosmen an das Ziel einer gefestigten Existenz heran.

Bylent Gavazi konnte seine Frau und seine beiden Kinder mit dem Job als Kellner in der „Bar 2000“ allein nicht ernähren. Deshalb hat er zusammen mit Verwandten zwei kleine Tischlereien aufgebaut. Er arbeitet hart. Zeit für ausschweifende ideologische Grabenkämpfe bleibt nicht. „Wir müssen das endlich hinter uns lassen“, sagt er. Wegreißen von der Vergangenheit, nach vorne schauen. „2015 ist Kosovo so weit, Verhandlungen mit der Europäischen Union über einen Beitritt aufzunehmen.“ Große Städte wie Prizren müssten für die Entwicklung eine Vorreiterrolle spielen. Gavazi ist Optimist. Er lacht, sein Mund formt ein schüchternes Lächeln. Doch seine Augen verändern sich nicht. Sie bleiben traurig und matt.

Das Stadtbild Prizrens vereint Moschee und Kirche (Foto links)

Stadtszene: Nur vereinzelt finden die Einwohner eine feste Anstellung

Seit zehn Jahren kommen Kosovo-Albaner und deutsche Soldaten gut miteinander aus. Dem Militär eröffnet sich damit ein ganz neues Aufgabenfeld. Mit einer „Gesprächspatrouille“ geht es in des Straßen von Prizren auf Spurensuche.

Die Soldaten sollen nicht martialisch auftreten. Darum bleiben Helme und kugelsichere Westen im Jeep. Nur mit Pistole und dem Schnellfeuergewehr G 36 bewaffnet stehen fünf Bundeswehr-Soldaten abmarschbereit im Straßenstaub vor dem KFOR-Stützpunkt „Casino“ in Prizren, einer kleinen umzäunten Containerburg in der Größe eines Fußballfeldes. Ihre Namensschilder haften auf dem Klettstreifen oberhalb der Uniformbrusttasche. In anderen Auslandseinsätzen ist das aus Personenschutzgründen ein absolutes No-go. „Hier im Kosovo sind wir nicht als Besatzer, sondern wollen mit den Leuten ins Gespräch kommen“, erklärt der junge Hauptfeldwebel, der die Patrouille anführen soll. „Wenn ich hier jemanden nach seinem Ausweis frage und der weiß selber gar nicht, mit wem er es zu tun hat, dann ist das das falsche Signal.“

Auch sonst ist gut ein Jahr nach der erklärten Unabhängigkeit des Kosovo von einstiger Kampfbereitschaft wenig zu spüren. Geradezu friedlich blinkt der Nato-Stacheldraht des Casinos im Sonnenlicht, die Patrouille lässt ihn schnell hinter sich, schiebt sich hinein in die engen Gassen Prizrens, vorbei an vereinzelt Ruinen und unzähligen unverputzten Neubauten. Zehn Jahre nach Kriegsbeginn entsteht so ein widersprüchliches Bild: An einem herrlichen Vorfrühlingstag laufen fünf Deutsche im Tarnanzug durch eine verlebte, aber quicklebendige südeuropäische Altstadt, grüßen freundlich nach rechts und links, werden selbst begrüßt, angelacht. Wofür das gut ist? „Es kann immer noch was passieren“, sagt der Hauptfeldwebel, der seinen Namen aus einem Rest Vorsicht heraus dann doch lieber nicht gedruckt sehen will.

Was alles passieren kann, zeigten die Märzunruhen von 2004: Wie aus heiterem Himmel wurde das Serbenviertel von Prizren weitgehend verwüstet, hohläugig starrten noch heute die Ruinen vom Hang herunter in den Stadtkessel. „Gesprächsaufklärung“ heißt daher der Auftrag der über 150 Bundeswehr-Patrouillen, die wöchentlich im Raum Prizren zu Fuß oder motorisiert „in die Fläche“ geschickt werden. Befehligt werden sie alle von Oberleutnant Bernd Richter, dem Kommandeur des örtlichen Einsatzbataillons. „Wir sind Sensoren und zugleich Sender“, erklärt der Diplom-Pädagoge den Auftrag, der für eine ausgebildete Kampftruppe, wie er selbst zugibt, ungewöhnlich ist. Dass er dadurch nicht weniger militärisch ist, davon ist Richter überzeugt: „Zunächst einmal ist auch das, was wir hier machen, ‚Force Protection‘: Dadurch, dass wir präsent sind, vermitteln wir Sicherheit, zum anderen finden wir den Nerv der Bevölkerung, wissen daher frühzeitig, was hier passiert.“



„Hier ist Frieden!“

Unterwegs mit einer Fußpatrouille in Prizren



Straßenszenen. Der Weg führt vorbei an sozialem Elend – zeigt aber auch eine langsam beginnende Normalität (alle Fotos)

Dabei geht es gar nicht mal um Personen von strategischer Bedeutung wie Clanchefs oder Politiker: Die Stadtpatrouillen sind lediglich dazu angehalten, hier und da Fragen zu stellen und zu beantworten, auf Auffälligkeiten zu reagieren, Kontakte aufzubauen. Ein Kaffeehausbesitzer wird zur Baustelle auf der anderen Straßenseite befragt, „Geschäfte“ entstünden da, sagt er in fast makellosem Deutsch, im Kosovo mit seiner langen Gastarbeitergeschichte nichts Unübliches. Für die, die kein Deutsch beherrschen, gibt es den „Sprachmittler“, meist ein kosovarischer Zivilist, der jeder Patrouille zur Seite gestellt ist. Heute ist das Daut Gallapeni, der seit 1999 für die KFOR arbeitet. Gallapeni ist Kosovo-Albaner, ein kleiner Mann mit dunklen gütigen Augen, die von einer schabigen neongelben Daunenjacke überstrahlt werden: Einer, der bei der Begrüßung die Hand aufs Herz legt und jene leicht gebeugte Körperhaltung zelebriert, die den Dank der Kosovo-Albaner aus deutscher Sicht nur allzu oft übertrieben devot aussehen lässt.

„Es ist viel besser geworden“, sagt Gallapeni, von 1991 bis 1999 Gastarbeiter in einer Baumschule bei Stuttgart. „Hier ist Frieden!“ sagt er, während er mit den fünf Militärs durch die Stadt spaziert, und schließlich: „Es ist wie ein Traum!“ Das wirkt angesichts des allgegenwärtigen Mülls, der halbfertigen Häuser und der bettelnden Roma-Kinder zunächst etwas widersinnig, doch ein Blick auf die Ruinen zwischen den Häusern erinnert an noch schlechtere Zeiten. „Wir mögen die Deutschen“, sagt er dann, und ist nur allzu offenkundig nicht der einzige hier, der einen starken Deutschlandbezug hat: Ein Schaufenster feiert den „Deutschen Meister 2007 VfB Stuttgart“, immer wieder erschallt vom Straßenrand ein nahezu akzentfreies „Hallo, wie geht’s?“, Reisebüros werben für Busreisen „über Wien und Genf bis nach Köln“. Das deutsche Wort „bleifrei“ scheint es, glaubt man den vielen Tankstellen, eh in die kosovarische Alltagssprache geschafft zu haben. Dass speziell die Deutschen im Kosovo so gut angesehen sind, hat viele Gründe:

Etwa 300.000 Flüchtlinge suchten seit dem Beginn des ersten Balkankrieges 1991 in Deutschland, Österreich und der Schweiz Asyl, im Kosovo-Krieg von 1999 kamen noch einmal etwa 13.500 in Deutschland dazu. Jüngsten Schätzungen zufolge befinden sich noch etwa 100.000 Kosovo-Albaner in Mitteleuropa, 50.000 davon allein in Deutschland. Als Touristen im eigenen Land sind sie ein nicht unbeträchtlicher Wirtschaftsfaktor, Teile von ihnen finanzieren mit ihrem Gehalt ganze Familien, sorgen auch so für eine enge Bindung der kosovarischen Bevölkerung an Deutschland. Dass die Kosovo-Albaner den Deutschen schon zugetan sind, seitdem Hitler sie erstmals von den Serben „befreite“ und in ein Protektorat „Groß-Albanien“ integrierte, das, sagen hier viele, sei zwar richtig, man solle es aber besser nicht schreiben.

In einem kann die Zugewandtheit definitiv nicht begründet sein – darin scheinen sich zumindest alle deutschen Militärs, die mit Kosovaren zu tun haben, einig: einer ähnlichen Mentalität. „Der Kosovare denkt kurz“, ist da schon mal zu hören, von dem Vorrang der Clanstruktur vor dem öffentlichen Leben ist die Rede, von einer unbelehrbaren Rückständigkeit. „Wenn ich einem fünfmal sage, dass er seine Kuh schrubben soll, und er macht es einfach nicht und die Kuh stirbt am Ungeziefer, dann frage ich mich schon, was die in den vergangenen 2000 Jahren gelernt haben“, bringt ein Hauptmann, der für die zivil-militärische Kompanie der KFOR die humanitäre Betreuung der Kosovaren im Raum Prizren organisiert, seine manchmal nervenaufreibende Arbeit auf den Punkt.

Chaotisch und undurchsichtig erscheint den Deutschen zudem, was die offiziell zu etwa 50 Prozent arbeitslosen Kosovaren in einem Land mit 50 bis 100 Euro Sozialhilfe je Familie und Monat machen, um über die Runden zu kommen. Über organisierte Kriminalität mag in den höheren Chargen dennoch keiner sprechen, man schiebt den an vielen Stellen erblühenden Wohlstand lieber





Information als Schutz

Wie ein Lokaljournalist die Zusammenarbeit mit der KFOR erlebt



auf die „reichen“ Verwandten in Deutschland. Dass diese Gastarbeiter die nagelneuen VW Touaregs und BMWs finanziert haben sollen, die der Fußpatrouille im chaotischen Verkehr jetzt immer wieder in die Quere kommen, scheint von den Soldaten vor Ort indes keiner so recht zu glauben: „Die Leute verdienen nichts, leben aber nicht schlechter, teilweise fahren die Autos, die wir uns nie leisten könnten“, macht ein Soldat seinem Unmut Luft, übersieht dabei ein paar bettelnde Kinder am Straßenrand. Auch im Kosovo öffnet sich die Schere zwischen Arm und Reich, nur im absurd gesteigerten Maß einer hoffnungslos verfilzten Krisenregion. Dass die noch eine solche ist, steht – Frühling hin oder her – außer Frage: Überleben scheint in Prizren zwar kein Kampf mehr zu sein, aber immer noch ein Full Time Job. Der beschäftigt Jung und Alt derart, dass an ein funktionierendes Gemeinwesen ohne Müll und Mafia noch nicht zu denken ist.

Aber ob an dieser Stelle der Entwicklung der junge Staat tatsächlich noch der Hilfe von außen bedarf, militärischer zumal? Bataillonskommandeur Bernd Richter beantwortet die Frage mit dem englischsprachigen Bonmot über das „Peacemaking“, das kein Job für Soldaten sei, der aber nur von Soldaten ausgeführt werden könne. „Das hier ist immer noch der Balkan“, sagt er, und: „Wenn ein Serbe ein albanisches Kind überfährt, hat man ruckzuck einen Flächenbrand.“ Militärische Präsenz, das „Show Force“, müsse da-

her, wenn überhaupt, vorsichtig zurückgefahren werden. Nicht zuletzt, weil das humanitäre Engagement, das zum großen Teil vom Militär organisiert werde, eingebettet sei in dieses Konzept der Stärke: „Wir müssen mit unserem Apparat beobachten, ob die Grundbedürfnisse für die Zivilbevölkerung gedeckt sind“, sagt er, denn: „Wer einen vollen Bauch hat, wirft keine Steine.“

In Prizrens Altstadt betreten Patrouillenführer, Sprachmittler und ein Soldat jetzt ein kleines, italienisch anmutendes Café, trinken einen Latte Macchiato, während vorne die drei verbliebenen Soldaten Posten bezogen haben. Die Kosovaren hindert das nicht daran, das Lokal während der Zeit ganz unverzagt zu betreten, und auch Wirt Avdi Bujari, der sein Deutsch in einem Deutschkurs in Prizren lernte, gibt sich entspannt: „Wir verstehen die Arbeit der KFOR.“ Was die einfachen KFOR-Soldaten selbst nicht verstehen: dass sie bei Avdi nichts essen dürfen, nur Kaffee trinken, und eigentlich nicht einmal das. Die Hygieneregeln des KFOR-Einsatzes stehen einer wirklich effektiven Annäherung noch im Weg. Ohne Auftrag darf kein Soldat das Camp oberhalb der Stadt verlassen, Lebensmittelkonsum und auch sonstiger Einkauf in Prizren sind streng untersagt. Die Streitkräfte aus der Mitte Europas und die Bevölkerung des jungen Staates auf dem Balkan bleiben getrennt in ihren Welten. Noch. Im April, wenn der Jahrestag der Unabhängigkeit und das serbische Osterfest überstan-

den sind, werden sich diese Regeln lockern: Dann werden Soldaten auch in ihrer Freizeit nachmittags nach Prizren fahren und in ausgewählten Bars Latte Macchiato trinken dürfen. Ein „Feldhaus“ ist geplant, in dem Soldaten, wie schon an vielen Stellen im benachbarten Bosnien-Herzegowina, in der Stadt leben und arbeiten. Langfristig, das sagt auch Oberstleutnant Richter, muss der weitgehende Rückzug der Truppen das Ziel sein. Für Daut Gallapeni, der sich jetzt vor dem „Casino“ von seinem Patrouillenführer verabschiedet, wäre das finanziell eine Katastrophe: Mit 500 Euro verdient er bei der KFOR mehr als das Doppelte des kosovarischen Durchschnittseinkommens.

Doch auch für den Rest der albanischen Bevölkerungsmehrheit käme der Truppenabzug gefühlt zu früh, bedeutete er doch den Verlust einer angenehmen Schutzmacht, die die Integrität der Grenzen sichert und sich sonst – so scheint es – höchstens helfend und unterstützend einmischte. Dass die Unruhen von 2004 inszeniert waren, um die schon damals abzugswillige KFOR im Land zu halten, ist ein Gerücht, das sich auch unter Soldaten hartnäckig hält. Nichtsdestotrotz: Für den Tag scheint der Frieden gesichert. Daut Gallapeni, der ihn am Anfang der Patrouillerrunde beschwor, verschwindet im Gewirr seiner Landsleute. Die deutschen Soldaten stehen da schon wieder hinter Nato-Stacheldraht an ihrem Jeep, Helme und Schutzwesten griffbereit.

Wie alte Freunde begrüßen sich die zwei Männer, als sie sich im KFOR-Feldlager Prizren wiedersehen: Shefajet Berisha, der kosovarische Chefredakteur von Radio Prizren, und Oberstleutnant Friedrich-Franz Sodenkamp, der in den vergangenen neun Jahren regelmäßig Presse- und Öffentlichkeitsarbeit für die KFOR gemacht hat.

„Ein guter Mann“, sagt Sodenkamp über den Kosovaren. „Mit ihm war die Zusammenarbeit immer hervorragend“, sagt der Journalist über den Bundeswehr-Offizier. Ein gutes Verhältnis, das objektiv betrachtet nicht selbstverständlich ist. Immerhin arbeitet Sodenkamp für ausländische Streitkräfte, deren Soldaten seit zehn Jahren in Berishas Heimat stationiert sind.

„Anfangs war das Interesse der Bevölkerung an KFOR riesig“, erinnert sich Berisha an die ersten Jahre der Militärpräsenz. Täglich hielt die Truppe Pressekonferenzen für die lokalen Medien aus Prizren ab, für die Zeitungen, Radio- und Fernsehsender. Bei der Ausgangssperre wurden für Medienleute Ausnahmen gemacht.

„Wir haben den Journalisten einfach ein Lagebild gegeben, über das, was passierte: Hier flogen Handgranaten, dort war ein Haus abgebrannt, wo konnte KFOR helfen“, erzählt Sodenkamp. Keine Nachrichtenagentur hätte damals derartige Informationen liefern können. Das bestätigt auch Berisha.

Wie die Bevölkerung, so waren auch die Lokaljournalisten der Schutztruppe gegenüber sehr wohlwollend eingestellt. Berisha



erinnert sich, wie er und seine Kollegen helfen wollten, Unstimmigkeiten abzubauen: „Wir haben viel darüber berichtet, warum



die Soldaten hier sind, und dass sie gekommen sind, um uns zu befreien. Denn die Uniformen waren nicht überall willkommen – zu sehr hatten wir noch die Bilder der serbischen Armee im Kopf“, sagt er.

Doch auch wenn etwas nicht nach Plan lief – darauf besteht der Chefredakteur – ließen die lokalen Medien das nicht unter den Tisch fallen. „Es gab anfangs Fälle, bei denen männliche Soldaten kosovarische Frauen bei Verkehrskontrollen untersuchten“, erzählt er ein Beispiel. „Das ist bei uns einfach nicht üblich.“ Als Reaktion auf das Medien-echo stellte KFOR fortan sicher, dass bei Kontrollen weibliche Soldaten dabei sind.

„Wir schweigen nichts tot“, sagt Sodenkamp. „Die Bundeswehr hat schließlich ein Interesse an einer ehrlichen Information der Bevölkerung. Das ist der beste Schutz.“ Von PR in eigener Sache will er nichts wissen, von Pressearbeit als Kriegswaffe gleich gar nichts. „Das hatten wir doch gar nicht nötig. Wir wurden hier mit Blumen begrüßt“, betont er.

Finanziell stehen die lokalen Medien im Kosovo schlecht dar. Selbst als Chefredakteur verdient Shefajet Berisha gerade einmal 150 Euro im Monat, das sind 50 Euro weniger als der Durchschnittsverdienst im Kosovo. Berishas Sender, Radio Prizren, hat schon viel Hilfe vom Ausland erhalten: ein Stromgenerator von der Bundeswehr, Computer von der türkischen Armee, Ausbildung durch die Deutsche Welle. Bei anderen Lokalmedien sieht es nicht anders aus.

„In den letzten zwei Jahren war die Zusammenarbeit mit KFOR nicht mehr so eng“, sagt Berisha. Weniger Pressemitteilungen, weniger Interviews, weniger Berichterstattung. Seit die Deutschen die KFOR-Führung im südlichen Kosovo abgegeben haben, litt der Kontakt zwischen Truppe und Medien. „Ich hoffe, dass die Zusammenarbeit wieder enger wird, wenn die Deutschen erneut das Kommando übernehmen“, sagt der kosovarische Journalist.

Im Mai wird es so weit sein, Friedrich-Franz Sodenkamp gestaltet dann wieder federführend die Pressearbeit. „KFOR wird dann wieder mehr in den Medien vorkommen“, sagt er – dafür wird er auch Shefajet Berisha von Radio Prizren besuchen.

Shefajet Berisha (Foto ganz oben), Chefredakteur von Radio Prizren

Konkurrenz – die Kioske führen auch die Zeitungstitel der Nachbarstaaten

Zwischen Traum und Trauma

Von den Gefahren im Auslandseinsatz

Dass Björn S. Soldat würde, stand immer schon fest. „Das war eigentlich nie eine Frage. Bei mir in der Familie gehört sich das so“, sagt er. „Mein Vater hat gedient, und mein Großvater hat gedient.“ Er zieht ein Foto aus seiner rechten Hosentasche. „Das ist mein Großvater“. Ein junger Mann ist darauf zu sehen, er mag zum Zeitpunkt der Aufnahme etwas jünger sein, als es Björn S. mit seinen 32 Jahren heute ist. Die Gesichtszüge ähneln sich, die Augen, das Kinn. Kurzer Haarschnitt und ein Scheitel auf der rechten Seite. Dass der Großvater ebenso blond war und ebenso klare blaue Augen hatte, ist auf dem bräunlichen, sorgfältig laminierten Bild nur zu erahnen.

Seinen ersten Auslandseinsatz hat Björn S. kaum erwarten können. „Richtig traurig“ war er, dass er zu jung war, um mit nach Bosnien zu gehen. Inzwischen war er in verschiedenen Auslandseinsätzen, unter anderem im Kosovo und in Afghanistan. Insbesondere der Afghanistaneinsatz habe ein Höchstmaß an Anstrengung erfordert, wegen der „asymmetrischen Gefahr“, die überall lauert. Sprengstofffallen, Beschuss, Selbstmordanschläge – der Guerillakrieg nützt alle zur Verfügung stehenden Mittel. Gegen den Begriff Angst wehrt Björn S. sich: „Angst ist das falsche Wort. Es ist ein Gefahrenbewusstsein.“ Wichtig ist ihm, dass er sich im Einsatz nicht um Haus und Hof sorgen muss. „Meine Frau hat alles im Griff. Da wird nichts an mich herangetragen“. Ob-

wohl die Kinder mit fünf und sieben Jahren noch sehr jung sind, würden sie alles mitbekommen. „Man kann denen nichts vormachen. Man kann sie nur so gut es geht darauf vorbereiten.“

Wenn Oberleutnant Robert M. salutiert, dann tut er das mit Festigkeit und Ernst. Er weiß, was er zu tun hat und vergisst dabei niemals, wer er ist. Vielleicht hat man ihn deshalb damals als Zugführer nach Afghanistan geschickt, als einzigen seiner Kameraden, die wie er gerade das Studium abgeschlossen hatten. „Das war eine Menge Verantwortung, frisch vom Studium und gleich 23 Soldaten unter sich. Das war das Schwierigste über diesen ganzen Einsatz hinweg, wie man mit dieser Verantwortung klar kommt.“ Er verspricht seinen Kameraden, für sie da zu sein und dafür zu sorgen, dass sie heil nach Hause kommen. Und doch hat er sein Testament geschrieben, bevor er in den Einsatz ging, und festgelegt, wie er im Falle des Falles beerdigt werden möchte.

Als seine Patrouille in Afghanistan in Gefahr gerät, ist er selbst erstaunt, wie automatisch er Kommandos geben kann. Wie ihn nicht die Panik, sondern der Automatismus im Griff hat. Nach zwei bis drei Mona-



Das Schicksal der Kinder berührt die deutschen Soldaten.



Großvaters Bild und die Socken der Kinder hat Björn S. immer dabei



Robert M. trägt den heiligen Michael über der Erkennungsmarke



ten beginnt sich bei Robert M. eine Routine einzustellen. Er beginnt langsam, die Gedanken schweifen zu lassen, die beeindruckende Natur Afghanistans wirklich wahrzunehmen. Gleichzeitig tritt zu seiner erhöhten Aufmerksamkeit die Angst hinzu: „Auf einmal war alles eine Gefahr für mich. Zweimal habe ich IEDs, also Sprengfallen, angekündigt, wo überhaupt keine waren.“ Seine Truppe jedoch bestärkt ihn, lieber einmal mehr vorsichtig zu sein als einmal zu wenig. Es gibt Momente, in denen er bereit, seinem Einsatz zugestimmt zu haben. Die Verantwortung für die Kameraden ist es letztlich, die ihn dazu treibt, weiterzumachen. Als gläubiger Christ stellt er sich immer wieder die Frage: „Bist Du bereit, jetzt einem Menschen das Leben zu nehmen?“

Bis heute hat er seinen Eltern und seiner Partnerin nicht alles erzählt, was er in Afghanistan erlebt hat. Während des Einsatzes will er sie nicht noch mehr beunruhigen. Danach fällt es ihm schwer, darüber zu sprechen. Er bittet Familie und Freunde, ihm etwas Zeit zu lassen. Als ihm eine Psychologiestudentin „auf den Pelz rückt“, reagiert er ungewohnt aggressiv. Robert M. ertappt sich dabei, mehr Alkohol zu trinken, als es sonst seine Art ist. Es fällt ihm schwer, sich daran zu gewöhnen, dass hierzulande das größte Problem das neue Dach für den Schuppen oder ein verlorenes Fußballspiel sein kann. „Das ist, als ob sich ein Koordinatensystem

verschoben hätte. Man macht zwar die gleiche Erfahrung, aber alles hat irgendwie eine andere Wertigkeit.“ Es dauert etwa drei Monate, bis er anfangen zu erzählen.

Nachts, nachdem die lagerinterne Kneipe „Notnagel“ pünktlich um 23 Uhr geschlossen hat, erzählen Christian B. und Ralf P. von Afghanistan. Nur noch ein Licht brennt an der Theke, wegen der Feldjäger, die nachts im Lager patrouillieren. „Das Schlimme ist nicht das Schießen“, beginnt Ralf P. und zündet sich die erste Zigarette an. „Das Schlimme sind auch nicht die Leichen. Ich habe damals die Leichenteile eingesammelt, als das UN-Gebäude in die Luft flog.“ Viel mehr mitgenommen habe ihn die Begegnung mit einem kleinen Mädchen, dem er entgegen der Vorschrift Wasser gab. „Diese Augen – das werde ich nie vergessen. Ich habe mich umgedreht und einfach nur geheult.“ Kinder mit Dreck und Fliegen im Gesicht. Frauen, die vor nahende Militärfahrzeuge geworfen werden. Eine Frau, die man mit Säure überschüttet hat, weil sie ein Mädchen geboren hat. Steinigungen.

„Ich persönlich bin sehr abgestumpft. Man hat plötzlich nicht mehr dieses Mitgefühl. Es war erschreckend festzustellen, dass ich bereit bin, auf Menschen zu schießen“, sagt Christian B. Und Ralf P. fügt hinzu: „Du schießt nicht auf den Menschen. Du schießt auf das Objekt, wie auf eine Pappfigur. Es

gibt Dinge, die tust du einfach so. Und du fängst erst viel später an, darüber nachzudenken, was eigentlich passiert ist.“ Für ihn wird vieles erst bewusst, wenn er davon erzählt. So rief er Tage, nachdem er die Leichen im UN-Gebäude eingesammelt hatte, seine Frau an. „Und dann kommen auf einmal die Tränen und das Zittern.“

Die Konfrontation mit dem „normalen“ Leben in Deutschland erleben die beiden ähnlich schwierig wie Oberleutnant Robert M. Man wacht morgens auf und sucht erst mal nach der Waffe, man bekommt im Straßenverkehr plötzlich Panik, wenn man überholt wird, man fühlt sich bedroht, obwohl es dafür gar keinen Grund mehr gibt. „Die Leute verstehen nicht, was man ihnen erzählt, und bis jetzt hat mich niemand gefragt, wie es einem eigentlich geht, wenn man so etwas erlebt hat, und wie man damit fertig wird.“ Die einzigen, von denen Ralf P. sich verstanden fühlt, sind die alten Menschen. Und dennoch: „Ich möchte diese Zeit in Afghanistan nicht missen. Und komischerweise würde ich jederzeit wieder gehen.“ Warum? Ralf P. unternimmt einen dritten Versuch, um zu erklären. Es sei sein Beruf, seine Pflicht. Man tue etwas Sinnvolles, aber mehr sinnvoll für die Politik als für einen selbst. Ein ziviles Leben kann er sich gar nicht mehr vorstellen. Lebt man intensiver im Einsatz? „Ja, vielleicht könnte man es so sagen: Man lebt intensiver.“

Balkan, Bier & böse Buben



Die Limonade-Büchsen knacken, feine elektronische Musik dröhnt aus den Lautsprechern im Hinterhof. Mitten zwischen Wohn- und Sanitärcontainern sitzen Thomas* und Sebastian* gemütlich im bequemen Campingstuhl. Die Sonne knallt. Es ist T-Shirt-Tag. Es ist Sonntag – die offizielle Regenerationsphase im Lager der Kosovo Force (KFOR) in Prizren. Und die beiden Scharfschützen dürfen entspannen.

Im ganzen Camp herrscht ungewohnte Stille. Das Schrittempo wird langsamer. Die Soldaten strecken ihre Gesichter in die Sonne, die sich über den schneebedeckten Bergen erhebt. Sie schlürfen Kaffee, lesen Zeitung oder schwitzen im Fitnesszelt. Sie sitzen vor einer Großbild-Leinwand im Café „Oase“, jubeln und fluchen mit ihren Vereinen bei den Sonntagsspielen der Fußball-Bundesliga. Sie schauen Filme in ihren Containern oder zocken vor dem Computer – fast wie in Deutschland. Nur mit einem kleinen, aber doch entscheidenden Unterschied: Bei einem Alarm müssen sie alles stehen und liegen lassen, Gewehr und Splitter-schutzweste anlegen und die junge Demokratie des Kosovo verteidigen. Denn sie alle, Deutsche, Türken, Bulgaren, Schweizer und Österreicher, haben in Prizren einen Auftrag: den Frieden zwischen Kosovo-Albanern und Serben sicherstellen.

Im Fitnesszelt heben und stoßen die Soldaten schwarze 22-Kilo-Gewichte. Ihre T-Shirts durchtriefen, das Gesicht rot, die Schweißperlen laufen über Stirn und Wangen. „Ich mache das jeden Tag rund zwei Stunden lang“, erzählt der bulgarische Soldat Svizen M. Der KFOR-Mann passt in jedes Bodybuilder-Klischee. Er ist 28 Jahre, knapp unter 1,70 Meter und ordentlich bepackt. Bloß nicht Muskelmasse abbauen, lautet das Credo der Kraftpakete, auch nicht im Auslandseinsatz. Sport ist nicht nur Abwechslung, sondern auch verpflichtend für jeden Soldaten. Und auch rundum sehr wichtig, betont der evangelische Militärseelsorger Gerhard Kern: „Jede Form der Unterbrechung wirkt wohltuend. Jeder Tag ist hier schließlich gleich.“ Bis auf Sonntag.



Sonntagsbier und Mannschaftssport: gemeinsame Freistunden im Feldlager

Im Feldlager gibt es zwei Fitnesszelte, einen Sportplatz und eine Halle. Gerade einmal vier weiße Lücken finden sich auf dem Wochenplan. Ansonsten stehen rund um die Uhr Ballspiele wie Fußball, Basketball oder Volleyball an. Auch Gymnastik-Kurse.

Fernmelder Steffen H. kickt mehrmals wöchentlich mit seinem Bataillon gegen das runde Leder. Die Tore stehen, die Trikots mit dem Einheit-Kürzel „Fm Btl“ sind übergestreift. Der Gegner: Figo & Co., aber mit deutschen Gesichtern über den Trikots. An anderen Tagen sind es die van der Vaarts und van Nistelrooys aus einem anderen Lager. Die Sieger wechseln ständig, erzählt Steffen H., nur das jährliche multinationale Sportfest genießt besonders großes Ansehen unter den Nationen. Sport verbindet – und ist die wichtigste Säule des Betreuungsprogramms.

Hauptmann Sven S., 29, kennt die Wünsche der Soldaten. Er leitet das Betreuungsbüro, die wohl sozialste Einrichtung im Camp. Hier gibt es über 700 DVDs und 1.000 Bücher zum Ausleihen. Viel Angebot und eine ebenso hohe Nachfrage. Deshalb seien die besten Filme ohnehin dauernd vergriffen, erzählt Scharfschütze Sebastian*. Viele seiner Kameraden kaufen die Filme lieber außerhalb des Lagers, im „Big Brother-Laden“ von Prizren, zum Dumping-Preis von 2,50 Euro. Manche haben dann die Blockbuster schon Wochen vor den Deutschen gesehen. Der Schwarzmarkt im Kosovo boomt. Ein Urheberrecht sucht man hier vergebens.

Vor allem abends lebt die Stadt in der Stadt. Insgesamt 13 Bars, Cafés und Restaurants spielen Musik, bieten ab 19 Uhr Tanz, Bier und Wein. Der Eintritt ist frei, Motto-Partys stehen hoch im Kurs. Von Ballermann über Neue Deutsche Welle bis Elektro – vor allem in der „SanShineBar“ trinken, singen und lachen die KFOR-Nationen. Ganz vorne mit dabei sind die Österreicher. „Die sind oft die Tresen-Verteidiger“, lacht Betreuer Sven S. Selbst der Kommandeur, General Thomas Starlinger, ein Österreicher, kommt nach eigener Angabe regelmäßig alle zehn Tage in die SanShineBar.

Der Alkohol ist günstig. Für 70 Cent gibt es Dosen-Bier – und damit verbunden die Zwei-Dosen-Regelung. Für die einen ist nach dem zweiten Bier Schluss, für andere nach dem ersten und dem letzten Bier. Natürlich gibt es kein Alkohol-Problem im Lager, wenn man nur zwei Bier trinkt.

Das deutsche Betreuungsprogramm hat auch Lücken. Niemand will es laut aussprechen, doch die Wünsche sind weit verbreitet. Was die Franzosen offiziell in ihr Angebot integrieren, lehnen die Deutschen ab: Prostitution, also Frauen ins Lager zu bringen. Unter der rund 1.600 Mann starken KFOR-Truppe im Lager sind gerade einmal fünf Prozent weiblich. Da kriegt nicht jeder eine ab. „30 Soldaten buhlen schon mal um eine Soldatin“, sagt Andreas S., der es mit seinen



38 Jahren wohl wissen muss. Nur um zu punkten, werde aus dem größten Weichei der größte Macho. Flirtereien sind also selten? Pressefeldwebel Volker Mais: „Es ist einfach kein Markt da.“ Das sehen viele Kameraden anders. „Das wird hier immer krasser“, so eine Soldatin, die ihren Namen nicht nennen möchte. Nicht umsonst gibt es einmal wöchentlich einen Tanzkurs. Auf Wunsch der Soldatinnen. Nur zum Tanzen, versteht sich. „Wir sind hier ja keine Single-Börse“, entgegnet Initiator Sven S. vom Betreuungsbüro. „Die haben doch alle Partner!“ Ein Hindernis scheint das selten zu sein. Militärselbsterger Kern erfährt in den Gesprächen von vielen Affären. Der Partner

in Deutschland muss davon ja nichts wissen – von dem Leben der Stadt in der Stadt. „Nur wenige haben Gewissensbisse“, so Kern.

Viele der Soldaten wünschen sich mehr Frauen im Lager. Prostituierte wären da willkommen. „Das würde hier einigen sehr helfen“, meint Andreas S. Doch oft müssten sie sich selbst helfen: mit entsprechenden Magazinen und sonstigen Utensilien. Oder mit der eigenen Man-Power, erzählt der 38-jährige. Einziges Problem: die Zweierstuben. Ungestört ist man selten. „Da schauen wir schon mal genauer auf den Dienstplan des Stubenkameraden.“

Oberfeldwebel Frank S. fährt regelmäßig Patrouille. Er ist nah dran an den Kosovaren. Auch an den einheimischen Frauen. „Wenn wir wollten, würden wir in der Stadt nette Damen kennen lernen“, sagt er. Schmachtende Blicke auf der Straße kommen selten. Die jungen Damen schauen selbstbewusst nach unten. Sie sind Muslime. Eine kulturelle Barriere also. Anders im „Up Club“, Prizrens In-Schuppen. Die Soldaten dürfen uniformiert samt Waffe dort einkehren. „Das macht aber keinen Spaß“, so Frank S. Dann doch lieber zum gemütlichen Eck-Café und mit der Bedienung anbändeln. Der Unteroffizier weiß: „Die sind abgeschlossen.“

Auch alle anderen Bewohner des KFOR-Camps in Prizren wollten das von Stacheldraht umzäunte Lager gerne einmal privat verlassen. Und seit April dürfen die Soldaten auch wieder. Vier Stunden, nur sonntags, nur in der Gruppe und bewaffnet. Für mehr Kultur dagegen sorgt das Betreuungsbüro mit Tagesfahrten in die Umgebung im Südkosovo. Folklore erleben, Shopping-Touren oder einfach nur einen Kaffee trinken. „Unsere Fahrten sind immer ausgebucht“, freut sich Sven S. Zum Leidwesen der Soldaten, bemerkt Andreas S.: „Wer wirklich eine Auszeit braucht, darf die nur selten nehmen. Regeneration findet erst dann statt, wenn's schon zu spät ist.“

Thomas und Sebastian lassen den Sonntag ausklingen. Bei Bier und elektronischer Musik. Nun aber raus aus dem Hinterhof und rein in die SanShineBar. Aus der Limonade wird ein Bier, den Campingstuhl haben sie gegen einen Barhocker eingetauscht. „Jetzt wird ein bisschen gefeiert.“ Beim ersten und beim letzten Bier.

* Name geändert

Sport ist für die Soldaten Pflicht und Freizeitgestaltung zugleich. Im Betreuungsbüro gibt es über 700 DVDs in der Ausleihe



Preise aus der Online-Steinzeit

Warum sich deutsche KFOR-Soldaten über teures Internet ärgern

Ein erbitterter Krieg tobt in Deutschland: Der Krieg der Internetanbieter. Die Waffen heißen Breitband und Flatrate – und die Gefahr ist kaum zu unterschätzen: Wer den launischen Kunden nicht zufrieden stellt, fällt in der Schlacht.

Eitler Frieden dagegen in den Feldlagern der Bundeswehr auf dem Balkan oder in Afghanistan: Dank eines mehrere Jahre alten Vertrages mit dem Verteidigungsministerium kann die Kommunikationsfirma KB-Impuls Preise verlangen, die in Deutschland den Wettbewerb bedeuten würden. Das Monopol macht's möglich: 6,2 Cent pro Minute, 10 Euro für zweieinhalb Stunden – und die Soldaten müssen zahlen.

„Es ist schweinetuer“, beklagt sich zum Beispiel Oberleutnant Sebastian S. „Und die Verbindungsqualität ist lausig. Der letzte Mist.“ Wie viele seiner Kameraden im Feldlager Prizren geht der 26-Jährige mit dem eigenen Laptop online, um E-Mails zu schreiben, um mit Freundin, Familie und Kumpels zu chatten, oder um im StudiVZ zu schauen, was die Freunde zu Hause so treiben.

Viel mehr geht auch nicht – aufwändige Internetseiten wie YouTube sind angesichts der geringen Bandbreite, die KB-Impuls liefert, kaum sinnvoll zu nutzen. Da die Verbindung häufig abbricht, müssen Internetseiten von Neuem geladen werden. Das kostet Zeit – und die kostet Geld.

„Die Soldaten haben Recht, wenn sie sagen, die Internetverbindung ist zu teuer“, bestätigt auch Oberleutnant Udo R., dessen Abteilung im Militärstab für die Kommunikationsnetzwerke im Feldlager Prizren zuständig ist. „Deswegen dürfen die Stabsmitarbeiter das dienstliche Internet, das nicht von KB-Impuls gestellt wird, auch für zehn bis zwanzig Prozent der Zeit privat nutzen.“

Doch auch das hat seine Haken: Das Dienstinternet ist zwar leistungsfähiger, dafür sind Chatprogramme wie Skype und etliche Internetseiten wie ebay oder YouTube gesperrt – pornographische Seiten, die bei Soldaten im Auslandseinsatz nicht unbeliebt sind, sowieso. Die Stabsmitarbeiter werden im Internet auf Schritt und Tritt überwacht.

ten – dennoch profitieren die Soldaten vom Preiskampf in der Heimat. Briefe, Postkarten und Pakete nach Hause kosten nämlich nicht mehr, als würde man sie innerhalb Deutschlands versenden. Den dreitägigen Transport vom Kosovo in die Bundesrepublik übernimmt und zahlt die Bundeswehr. Nach fünf bis sechs Tagen erreicht die Post meist ihren Empfänger. Post aus Deutschland ist sogar noch etwas schneller beim Empfänger im Kosovo.

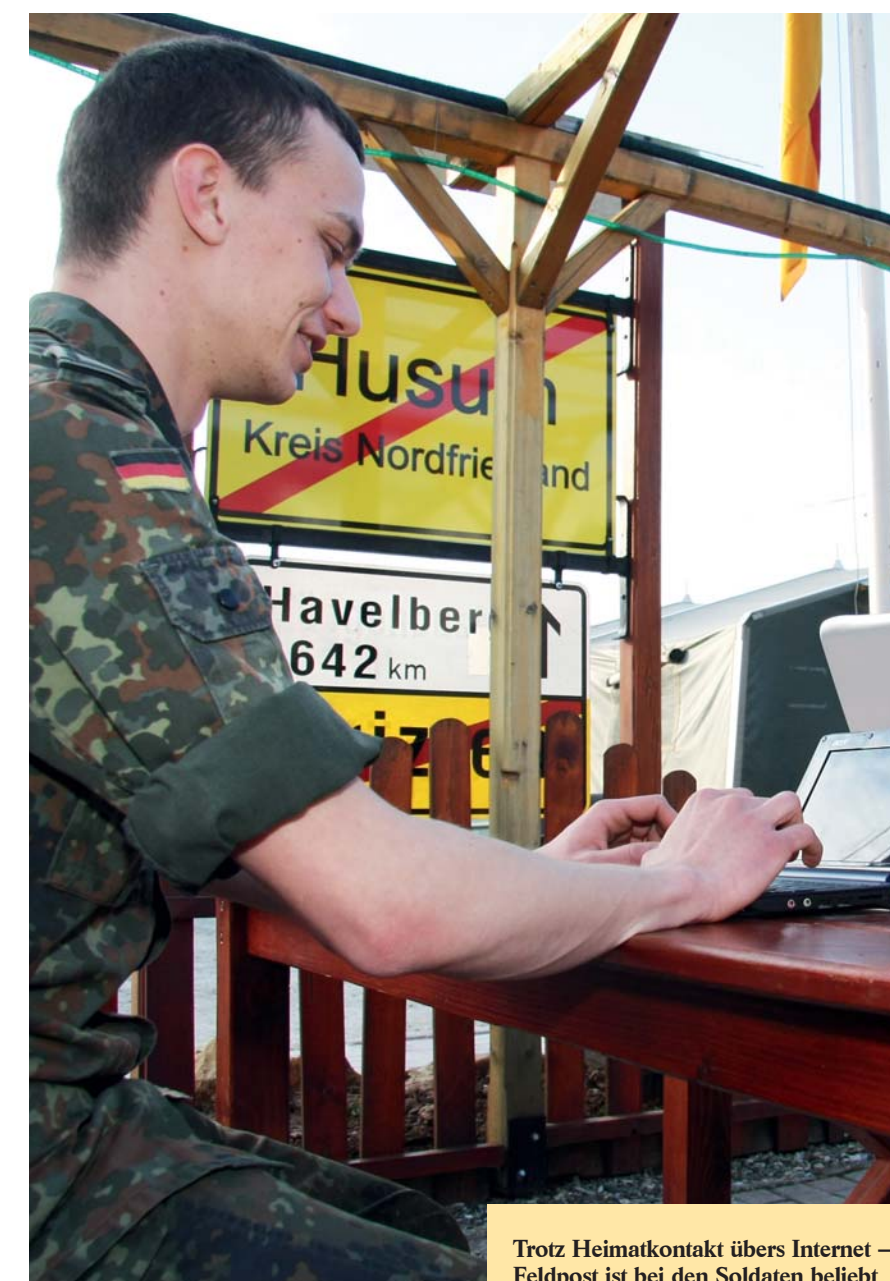
„Vom Internet haben wir bisher nicht viel gemerkt“, sagt Postler Wolfgang, der für die drei Feldpostämter im Kosovo zuständig ist. „So ein parfümierter Brief ist schließlich persönlicher als eine E-Mail.“

Nicht unbedingt persönlicher, dafür um einiges günstiger als zu Hause sind im Feldlager Parfüm, Zigaretten und Alkohol zu haben – ideal für Pakete nach Hause. Zusammen erzeugen die gut 2.200 deutschen Sol-

daten im Kosovo deshalb so viel Umschlag wie eine 6.000-köpfige Gemeinde. 110.000 Briefe und 44.000 Pakete wurden 2008 nach Deutschland befördert.

Auch Oberleutnant Sebastian S. möchte – trotz Internet – nicht auf die gute, alte Feldpost verzichten. „Über einen Brief oder ein Paket freut man sich viel mehr als über eine E-Mail“, sagt er. „Das hat schließlich jemand in der Hand gehabt und eingepackt.“ Doch auch das Internet hat seine Vorzüge: Dank Webcam und Chat-Programm kann Sebastian seine Freundin nicht nur sprechen, sondern auch sehen.

Was bleibt, ist das Kostenproblem – doch vielleicht nicht mehr lange. Das Bundesverteidigungsministerium hat sich des Problems angenommen und verhandelt über neue Verträge, die das Internet für Soldaten preiswerter machen sollen. Für KB-Impuls sind die friedlichen Zeiten vorbei.



Trotz Heimatkontakt übers Internet – Feldpost ist bei den Soldaten beliebt

Auf einem Hügel nicht weit von Prizren bewachen deutsche Soldaten das Erzengelkloster und seine serbisch-orthodoxen Bewohner. Vor fünf Jahren zündeten wütende Kosovo-Albaner das Gotteshaus der Mönche an, die den jungen Staat bis heute nicht anerkennen.

Der Weg ist steinig und steil, nur eine dünne Kordele hilft, den Anstieg auf den Berg über dem Kloster unversehrt zu überstehen. Oben angekommen belohnen 500 Jahre alte Ruinen sowie ein malerischer Blick auf das Bistrica-Tal und Prizren für die Mühen. In den Ruinen wartet eine Überraschung: ein Bretterverschlag, Stacheldraht, Gewehre. Deutsche Soldaten der KFOR beobachten von hier aus das Tal mit seiner Zufahrtsstraße, um zu verhindern, dass erneut aufgebrachte Kosovaren das Kloster angreifen. Immer vier von ihnen sind gleichzeitig oben auf dem „OP Steinbock“, wie der Beobachtungsposten mit von weitem sichtbar gehisster deutscher Flagge genannt wird. Die 20 Soldaten sind in einem Zeltlager am Fuße des Hügels direkt neben dem Erzengelkloster untergebracht, umgeben von Stacheldraht und Wachtürmen. Zwei Tage dauert eine Schicht auf dem Posten, die vier Männer auf dem Hügel wechseln sich ab.

Einer von ihnen, Oberfeldwebel Martin Ziegler*, war vor fünf Jahren am 17. März 2004 im benachbarten Tal auf Patrouille, als er den Funkspruch bekam, dass die ethnischen Unruhen auf Prizren übergriffen: „Wir wurden als Verstärkung für die Mönche gerufen, aber als wir ankamen, stand das Kloster schon in Flammen“, erinnert er sich und schaut dabei ins Tal, aus dem die Angreifer heraufkamen. Im Norden des Kosovo setzte sich an jenem Tag nach Gerüchten über drei angeblich von Serben ertränkte albanische Kinder eine Welle der Gewalt in Gang, die schnell vom Norden in den Süden des Landes übergriff. Am Ende des Tages waren 31 Menschen tot, ein Großteil der Serben wurde evakuiert. In Prizren selbst versammelten sich am späten Nachmittag mehrere tausend Menschen, vertrieben die Bewohner aus ihren Häusern und zündeten das serbische Viertel an. Nur wenige blieben zurück. Heute leben noch knapp 20 von ihnen in der Stadt. Ein Teil der Menge zog dann weiter zum Erzengelkloster. Deutsche Soldaten konnten zwar die Mönche unverletzt evakuieren, die Zerstörung des historischen Baus aber nicht verhindern. „Die Bundeswehr war damals nicht gegen zivile Unruhen ausgerüstet“, sagt Oberfeldwebel Ziegler rückblickend. Beim Anblick der skandierenden Menge auf der Zufahrtsstraße zum Kloster, so schildert Ziegler, habe man nicht mehr schnell genug Verstärkung holen können. Schon sechs Minuten später standen die Demonstranten vor den Toren. Um sie zurückzudrängen, fehlten Leute und die richtige Ausrüstung. Die orthodoxen Schutzbefohlenen lebten anschließend für einige Wochen im deutschen Feldlager, ehe sie in die Trümmer ihres abgebrannten Klosters zurückkehrten, wo sie einige Monate provisorisch in Containern wohnten. Heute, fünf Jahre später, sind die Container nur noch Werkzeugschuppen für den Wiederaufbau.

Pater Ksenophon zeigt stolz auf die Holzscheite, die zwei seiner serbisch-orthodoxen Ordensbrüder gerade mit Werkzeug bearbeiten und die zur Rekonstruktion der historischen Anlage dienen sollen. Die serbische Fahne flattert im Wind. Mit Geld aus Belgrad und von der internationalen Gemeinschaft war in den von Stacheldraht umgebenen Ruinen aus

SchutzBefohlen



Standfest. Nach der Zerstörung kam Pater Ksenophon, um das Kloster erneut aufzubauen



Drahtig. Ein Bundeswehrsoldat zieht Nato-Draht über den Berggrücken, als Schutz vor Übergriffen

Stein bald nach den Angriffen ein zweistöckiges Holzhaus gebaut worden, in dem heute acht Mönche leben, außerdem ein kleiner Gebetsraum, in dem sie jeden Morgen um fünf Uhr eine Andacht halten. Gäste sind oft ein paar der verbliebenen Serben aus Prizren oder auch serbische Busreisegruppen. Wie alle Brüder hier trägt Pater Ksenophon einen langen schwarzen Bart und ein ebensolches Gewand. Bei Kaffee und starkem Raki erzählt der geborene Kroat, der 2006 zum Erzengelkloster kam, seine Sicht der Dinge: Schuld an den Unruhen von 2004 habe die KFOR gehabt, die nicht eingegriffen habe. „Sie hätten von den Unruhen vorher wissen können, aber ganze Dörfer wurden abgebrannt und nichts verteidigt“, sagt der Mönch verbittert.

Nach dem Brand im Kloster und den Ausschreitungen vor fünf Jahren ist es ruhig geworden, in Prizren und im gesamten Süden des Kosovo. Seit Februar 2008 ist die einstige serbische Provinz als souveräner Staat von inzwischen 58 Ländern anerkannt. Die meisten Serben sind geflohen. Gleich zwei Umstände, die Pater Ksenophon nicht gefallen: „Wir erkennen die Unabhängigkeit des Kosovo nicht an. Kein Serbe wird jemals solch eine Lösung akzeptieren“, sagt er. Er beruft sich auf die Resolution 1244 des UN-Sicherheitsrates, die 1999 zunächst die territoriale Unversehrtheit Serbiens festlegte und Streitpunkt der Parteien in der Frage der Anerkennung ist. Der Pater kritisiert die Souveränität als rechtswidrig, vertritt damit die Position der serbischen und anderer Regierungen, die das Kosovo nicht als Staat anerkennen. Außerdem bedauert er, dass sich seitdem fast keine Serben mehr in Prizren angesiedelt haben. „Es ist nicht die Wirtschaft, weswegen diese Region für uns Serben so wichtig ist, es ist das Zentrum der serbischen Spiritualität, meine Identität, mei-

ne Geschichte“, sagt der Mönch. Wegen der hohen Dichte an Klöstern und der historischen Bedeutung des Amselfeldes, so sagen viele Serben, ist ihnen das Kosovo heute noch so wichtig.

Die KFOR und die deutschen Soldaten schützen die Serben als Teil ihres Auftrags, für ein sicheres Umfeld im Einsatzgebiet zu sorgen. Das Erzengelkloster ist nur eines von drei so genannten „Properties with designated Special Status“. So werden Objekte bezeichnet, die wegen möglicher ethnischer Spannungen unter besonderer Beobachtung stehen. Erst im Februar 2009 begleitete eine KFOR-Patrouille eine Delegation von Serben, die durch Prizren lief, um sich über die Besitzverhältnisse im serbischen Viertel zu informieren. Die ausgebrannten Häuser sind von der KFOR abgesperrt und schmiegen sich an einen Hang der Stadt. Viele serbische Besitzurkunden gingen bei einem Brand in einem städtischen Gebäude verloren, auch die Kosovo-Albaner haben Interesse an den Grundstücken. Die Einwohner Prizrens begegnen serbischen Besuchern mit Skepsis. Ein deutscher Soldat, der dabei war, sagt: „Bei solchen Situationen kann es ganz leicht zu Spannungen kommen.“ Vor allem bei älteren Kosovaren gibt es noch viele Erinnerungen an serbische Gräueltaten, die dem Nato-Angriff Ende März 1999 vorausgingen. Gleiches gelte auch, so der Soldat, wenn sich die Mönche des Erzengelklosters in der Stadt blicken ließen. Dies passiere zwar nicht mehr oft, unter anderem weil serbischen Kirchen von innen zerstört seien. Aber wenn, dann „kann man die Spannung in der Luft fühlen“, sagt Pater Ksenophon.

Dennoch: Die drängenden Probleme von Prizren liegen woanders. In einer Stadt, in der 50 Prozent der Bevölkerung jugendli-





Vertrieben. Kein Leben in den abgesperrten serbischen Häusern. Ob die Bewohner zurückkehren, ist offen

che sind und davon der Großteil arbeitslos, scheinen die Sorgen um Ausbildung und Beruf wichtiger als die Ablehnung der serbischen Minderheit. Die verbliebenen 20 Serben leben unbehelligt in der Stadt. Galt das Erzengelkloster vor ein paar Jahren noch als Provokation, trifft man nun auf gemäßigte Töne: „Es ist okay, wenn Mönche ihr Kloster dort draußen haben, mich stört das nicht“, sagt ein Kellner in einem Café. „Es ist normal, dass die serbischen Mönche dort im Kloster wohnen“, sagt der 22-jährige Dennis, gebürtiger Prizrener. „Seit über 600 Jahren existiert es schon, für mich ist es keine Provokation.“ Auch weil sich das Kosovo für unabhängig erklärt hat und langfristig einen Platz in der EU anstrebt, scheint die albanische Bevölkerung im Süden zu beherzigen, dass ethnisch motivierte Übergriffe der Zukunft der jungen Nation eher schaden würden.

Am fünften Jahrestag der Märzunruhen ist es ruhig geblieben. Doch aus den Erfahrungen von 2004 weiß man: Schon ein Gerücht reicht aus, um die Emotionen wieder hochkochen zu lassen. „Demonstrationen liegen den Kosovaren im Blut“, sagt Brigadegeneral Thomas Starlinger, der Anfang 2009 die Task Force Süd der KFOR im Kosovo leitet. Er hält die wirtschaftliche Entwicklung für den Schlüssel zum friedlichen Zusammenleben, auch im Hinblick auf das Kloster: „Es ist nicht entscheidend, wie lange man braucht, um die Kosovo Security Force auszubilden, damit sie Demonstrationen eindämmen kann, sondern wie schnell man das durchschnittliche Einkommen über 200 Euro im Monat anheben kann.“ 2004 waren die hohe Arbeitslosigkeit und die schleppende Entwicklung der Wirtschaft Hauptgründe, weshalb sich der Zorn der Kosovo-Albaner so plötzlich entlud.

Solange die Lage nicht stabil ist und die Gefahr von Übergriffen auf die Mönche weiter besteht, soll der Schutz der Glaubensbrüder aufrechterhalten werden. Nach den Märzunruhen 2004 verstärkte man die Mannschaft auf „OP Steinbock“. „Wir sollen auf außergewöhnliche Konvois, Menschengruppen und die Freigängigkeit der Straße achten“, erklärt Oberfeldwebel Ziegler. Seit den Ausschreitungen haben die Soldaten eine Ausbildung im Umgang mit aufgebracht Menschenmengen und werden speziell auf derartige Situationen vorbereitet. In einem grünen Militärzelt neben dem Kloster stehen für den Fall des Falles ausreichend Schlagstöcke, Helme mit Visier und Schutzschilder bereit, wie man sie vom 1. Mai aus Berlin-Kreuzberg kennt. Ende Februar übte das Einsatzbataillon der Task Force Süd am Kloster den Ernstfall, indem man die Situation von 2004 nachstellte. Dank besserer Vorbereitung und Ausstattung gelang es bei der Simulation, der mit Molotowcocktails und brennenden Autoreifen bewaffneten Menge durch die neuen Methoden effektiver zu begegnen. Und auch, wenn das Szenario eines erneuten Angriffs nach Ansicht von Kommandeur Thomas Starlinger im Kosovo unwahrscheinlicher geworden ist, sind die Soldaten nun eher gerüstet, das serbische Kloster und ihre Bewohner im idyllischen Bistrica-Tal zu verteidigen.

*Name geändert

Kleintierjagd im Hinterland



Für die Kinder in den Bergen ist die KFZ-Patrouille der Bundeswehr Höhepunkt ihres Tages

Die Panzergrenadiere patrouillieren selbst in weit entlegenen Gegenden des Kosovo und übernehmen hier für sie ungewohnte Aufgaben. Ein Besuch in zwei Bergdörfern.

„Halt, keinen Schritt weiter“, befiehlt Robert Kerlinger* im ruhigen, aber scharfen Ton. Der Oberleutnant und Kompaniechef im Einsatzbataillon streckt den Arm aus und zeigt auf die geröllig-steinigen Flachhänge vor ihm. Heute führt die Strecke hinauf in die Berge nach Novo Selo. „Der Teufel ist ein Eichhörnchen“, sagt Kerlinger betont ernst. Ringsherum Menschenleere, stehende Ruhe, schneebefleckte Gipfel. Sein Feldanzug im Fleckton, die Rangabzeichen, die grünen Litzen an den Schulterklappen und das grüne Barett lassen erkennen, welcher „Zunft“ er angehört: Kerlinger ist als Panzergrenadier der KFOR-Truppe im Kosovo. Blassblaue Augen, helle Haut, kantiges Gesicht. Sein Adlerblick durchstreift die karge Berglandschaft, nördlich der Stadt Prizren. Der Landstrich ist öde, der Himmel halb wolkenverhangen, weder weiß noch blau. Prizren, die Perle des Südkosovo, mit ihren verwinkelten Straßen, kleinen Läden und Basaren, liegt hinter dem Patrouillen-Trupp.

„In dieser Region gibt es mit ziemlicher Sicherheit keine Minen mehr“, sagt der Oberleutnant. „Aber man muss das Glück ja nicht herausfordern.“ Kerlinger ist 27 Jahre alt, in Berlin-Weißensee stationiert und jetzt das erste Mal im Auslandseinsatz. Als Kompaniechef übernimmt er vor allem planerische Tätigkeiten, heute aber ist er mit Oberfeldwebel Manuel Hauke* und dessen Trupp auf der Patrouille unterwegs. Ebenso mit dabei: ein einheimischer Sprachmittler.

Offizier Kerlinger zeigt auf den kleinen Wachturm, der zwischen den Hügeln versteckt liegt. Der einzige Fixpunkt in diesem richtig trostlosen Bild. „Von da aus beschützen unsere Kameraden das serbisch-orthodoxe Erzengelkloster“, erklärt er. Fünf Jahre ist es her, dass es dort die letzten gewalttätigen Auseinandersetzungen im südlichen Kosovo gab. „Der Teufel ist ein Eichhörnchen“, wiederholt der Oberleutnant. Den Spruch hat er aus seiner Heimat Brandenburg mitgebracht und benutzt ihn gerne. Denn seiner Ansicht nach steht er auch symbolisch für den Auftrag der Bundeswehr im Kosovo. „Wir müssen weiter vorsichtig sein. Die Lage kann ganz schnell wieder hochkochen. Wir sind hier, um aufzupassen. Wir halten Ohren und Augen offen.“ Ein Schuss durchbricht die Stille. „Sicher nur Happy Shooting“, sagt Kerlinger beschwichtigend, während er die Vordersitze des „Wolfes“, wie der Geländewagen der Bundeswehr genannt wird, zurückklappt und einsteigen

lässt. „Die schießen hier oft in die Luft, wenn es etwas zu feiern gibt. Manchmal erschießen sie auch wilde Hunde.“

Es geht jetzt steil bergauf. Steine und Schlaglöcher säumen den Weg. In den „Wölfen“ wird alles durcheinander gerüttelt. Kerlingers Kamerad Felix Paschke* fährt schweigend, lenkt geschickt, weicht den Löchern aus. „Unsere Kraftfahrer sind speziell für solche Wege ausgebildet“, sagt Kerlinger anerkennend.

Wenige Kilometer weiter, in Novo Selo, leben die Ärmsten der Armen des Kosovo. Das kleine Dorf zählt 350 bosniakische Einwohner und liegt ganz oben in den Bergen, abgeschnitten von der Infrastruktur der Stadt Prizren. Es führt keine feste Straße hin, auch im Dorf selbst sind schlammfeste Schuhe angesagt. 90 Prozent der Menschen in Novo Selo sind arbeitslos. Sie leben in Baracken, Blechhütten oder Häusern ohne Dächer. Dorthin verirrt sich niemand, bis auf die Kosovarische Polizei und ab und an die

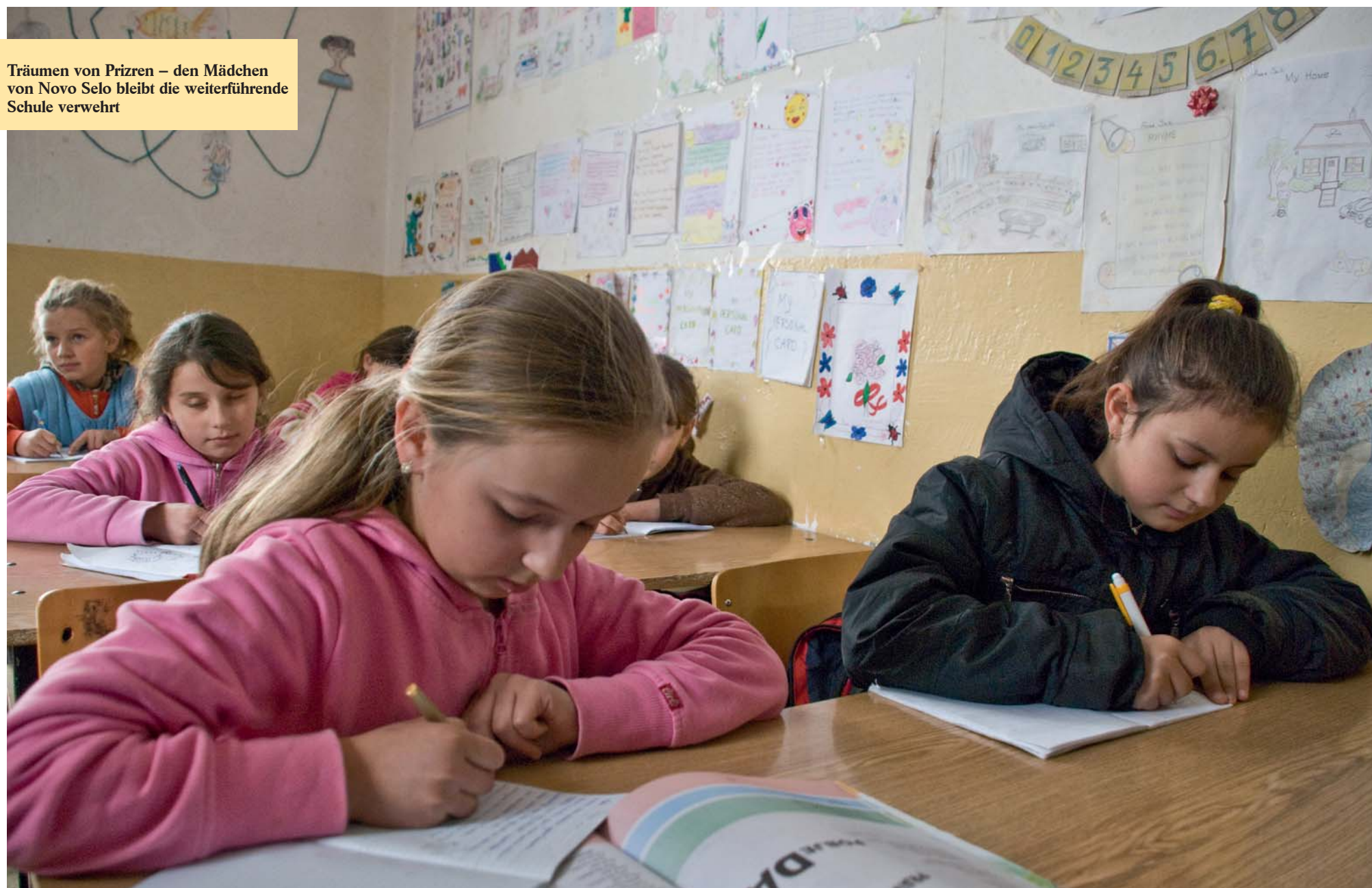
KFOR-Soldaten. Der Panzergrenadier-Trupp fährt jede Woche einmal mit zwei Wölfen hoch und schaut vorbei. Selten gehen die Grenadiere weiter als bis zum Schulgebäude. „Der Direktor ist zugleich der Bürgermeister des Dorfes“, erklärt der Kompaniechef. Das sei ihr Mann. „Und die Kids, die freuen sich auch immer, wenn wir kommen, was Herr Kraftfahrer?“ Kerlinger wirft einen Blick auf seinen Kameraden. Paschke nickt. Der generelle Auftrag der Patrouille lautet wie immer „Show Force“, auf Deutsch „Präsenz zeigen“.

Ein weiteres Ziel ist die „Gesprächsaufklärung“. „Unser Auftreten“, hatte Patrouillenführer Manuel Hauke seinen Männern vor der Fahrt noch eingeschärft, „ist freundlich, aber bestimmt. Dürfte ja klar sein, das kennt ihr.“ Mehrere Probleme wird er heute beim Bürgermeister ansprechen: zum einen die Verschiebung des Müllsammeltags, bei dem er mit seinen Kameraden helfen wird, die Müllsäcke zu entsorgen, zum anderen den Strommast, der kurz vor dem Kippen sein soll. Und auch die Plagen durch Ungeziefer. Alles Informationen aus vorherigen Patrouillen-Fahrten ins Dorf.

Kerlinger hat sich, wie auch viele seiner Kameraden, bewusst dafür entschieden, Grenadier zu werden. Entschieden für den Kampf, für die Waffen. Er weiß, was er im Ernstfall mit seinen Jungs leisten kann. Jederzeit. „Ich habe das mal irgendwann ganz genau durchgezählt“, sagt er. Er beherrsche dreizehn verschiedene Waffen, auch mit geschlossenen Augen, bis zur Perfektion. Kerlinger fängt an, sie aufzuzählen. Der Klappspaten gehört auch dazu. „Und immer dran denken: Überall da, wo du reinschauen kannst, wird auch was herauskommen“, sagt er und grinst. Drei Männer und ein altes Pär-



Träumen von Prizren – den Mädchen von Novo Selo bleibt die weiterführende Schule verwehrt



chen kommen, mit Plastikbeuteln in der Hand, die Hügel hinuntergestiegen. Bis nach Prizren haben sie noch eine Stunde Fußmarsch vor sich. Die alte Frau winkt, der Mann daneben hebt kurz die Hand. „Die Kosovaren mögen uns Soldaten sehr“, sagt Kerlinger. „KFOR hat sich hier verdient gemacht.“ Auch bei den Anwohnern von Novo Selo genießen sie Vertrauen. Dennoch bleibt Paschke mit zwei Kameraden zurück, um die Wölfe zu bewachen. An den Schuhen klebt brauner Matsch. Die Schule empfängt die Ankömmlinge in einem Raum, der Küche, Lehrer-, Computer- und Besucherzimmer zugleich ist. Alte Pantoffeln, Turnschuhe mit abgetretenen Hacken und drei Paar Gummistiefel stapeln sich auf dem Schuhregal. Ihre ursprüngliche Farbe ist nur noch schwer zu erkennen. Aus dem Raum dringen Hitze, Qualm und Kaffeeduft. Bis die anderen Lehrer dazustoßen, haben alle rote Wangen. Kerlinger und der Direktor tauschen Zigaretten.

Hauke beginnt das Gespräch: Terminfindung Müllsammeltag. „Kerlinger übernimmt.“ Der bedankt sich erstmal. Für die nette Gastfreundschaft. Legt die Hand aufs Herz. Wie sein Gegenüber. So macht man das im Kosovo. „Müllsäcke und Handschuhe werden dann bereitgestellt.“ Es wird nochmal nachgeheißt. „Von der Stromversorgungsfirma KEK war auch noch niemand da.“ „Wieder anrufen“, rät Kerlinger höflich.

An der Bundeswehruniversität Hamburg hat der Offizier Pädagogik und Personalmanagement studiert. „Das kommt mir hier zugute. Denn Gesprächsaufklärung ist nicht zwingend Teil unserer Ausbildung, dafür sind eigentlich eher die ‚Liaison Monitoring Teams‘ da.“ Die Aufgaben der Grenadiere decken sich mit dem Kern der KFOR-Mission: Für Schutz und Sicherheit sollen sie sorgen. Die Wiederaufbauarbeit des Kosovo gewährleisten.

Während der Direktor durch die Klassen führt, wartet Robert Kerlinger draußen. Die 1. und die 3. Klasse sowie die 2. und die 4. Klasse werden gemeinsam unterrichtet, erfährt Hauke vom Direktor: „Die Themen sind fast gleich.“ Unterrichtet wird bis zur 8. Klasse, danach gehen die Jungen auf die Mittelschule in Prizren, die Mädchen bleiben zu Hause. Kein Geld. „Und was macht das Ungeziefer?“, fragt Hauke. Es seien Eichhörnchen, gepaart mit Ratten, übersetzt der einheimische Sprachmittler für die Soldaten. Auf deren Gesichtern erst leichtes Stirnrunzeln, dann ein feines Grinsen. Zum Abschluss gibt es doch noch ein Gruppenfoto, die Kinder grinsen, die Lehrer feixen. Kerlinger und Hauke blicken bestimmt. Aber freundlich.

„Das Gruppenbild werden wir zerschneiden. Wir brauchen noch ein Porträt vom Direktor“, erklärt Kerlinger im Nachhinein.

Für den Patrouillenbericht. Eine allgemeine Lagebeschreibung, die Aussagen des Direktors, Wünsche und Verhaltensweisen: All das wird festgehalten. Auch von den Ratten im „Eichhörnchenkostüm“ will Kerlinger Bilder. Obwohl er nicht glaubt, dass es sie wirklich gibt, will er Fallen aufstellen. „Vielleicht gehen die Aufnahmen dann bis ins Einsatzführungskommando nach Potsdam“, sagt er. Stimme und Mimik verraten nicht, wie er das meint, ob ironisch oder ernst.

Auf dem Rückweg geht's über das Nachbarort Grenace. „Giek ma, die Ziegenherde, da ist eine schwarz-weiß gefleckte dabei. Fotografiert die mal!“, sagt Kerlinger. „So was gibt es nur im Kosovo.“ Wieder wühlen sich die Wölfe durch meterhohe Schlammplage durch die „Hybriden“ tatsächlich in den Bericht aufgenommen. „Mein Chef muss ja auch mal was zu lachen haben.“ Die Jungs haben die Viecher unter sich „Wolper-

Sein Arme und der Oberkörper schlenkern hin und her. Er braucht sich nicht mal festzuhalten. Paschke gibt mehr Gas, obwohl es steil bergab geht. Er weiß, wie schnell man ansonsten stecken bleibt. „Dann wird man von den Kameraden kräftig ausgelacht und schön fotografiert, oder Paschke?“, sagt Kerlinger und grinst. Paschke schweigt. Er konzentriert sich lieber aufs Fahren. Der Schlamm spritzt an den Wölfen hoch. Vielleicht denkt Paschke auch schon ans Saubermachen: seine Aufgabe für den morgigen Tag.

Grenace hat kein Eingangsschild, nur die müll-bekippten Hänge rechts und links des Pfades. In den Bachläufen fließt das Wasser nur noch langsam bergab. Der Müll wirkt fast wie angewachsen. „Es gibt drei Arten, wie die Kosovaren hier ihren Müll entsorgen: Verbrennen, Wegschwimmen- oder Fliegenlassen.“ Kerlinger kann zu allem Auskunft geben, obwohl er erst seit knapp zwei Monaten hier ist. Und natürlich weiß er, wie man mit den Menschen umzugehen hat. „Bloß nichts versprechen! Hilfe zur Selbsthilfe.“ Kerlinger hat gelernt, hart zu bleiben.

Kopfschüttelnd dreht er sich um und begutachtet aus dem Fenster heraus die Villen mit überdachter Terrasse, die neben Blechbaracken und halb erbauten Häusern stehen. Das erste Mal an diesem Tag verzieht Kerlinger die Mundwinkel. Aber nur kurz. Eine Minute später winkt er den Kindern zu, die den Wölfen höflich und lächelnd Platz machen. Hier ist Schritttempo angesagt. Kerlinger öffnet das Fenster, gibt einem Kind die Hand, einem anderen ein Bonbon. „Man muss aufpassen, dass das die anderen Kinder nicht sehen.“ Sonst hätte man gleich einen ganzen Schar an der Backe. „Die Kinder freuen sich wahnsinnig. Manche sind auch schon enttäuscht, wenn es keine Süßigkeiten aus dem Westen sind, sondern die aus ihrem eigenen Land“, sagt Kerlinger.

Kerlinger zählt schon die Tage, bis er wieder nach Hause kann. Ablenkung ist ihm wichtig. Abends im „Edelweiß“, der Lagerbar der Grenadiere, entspannt er sich vom Büroalltag, klopft mit seinen Kameraden Sprüche und guckt regelmäßig „Die Simpsons“. Er möchte schon gerne nach Afghanistan. Die Herausforderung annehmen, was bewirkt. Für ein Dorf wie Novo Selo sieht er langfristig keine Zukunft. Die Jüngeren werden in die Städte gehen, um Arbeit zu finden. Die Alten werden sterben. Da oben gebe es schon einige dieser Geisterdörfer. „Manchmal wissen wir auch bei unseren Gesprächen, wir könnten hier mehr helfen. Aber wir tun es nicht. Wir können nur anschauen. Die müssen selbst sehen, wie sie ihren Arsch von der Wand weg kriegen.“ Um die Eichhörnchen-Ratten in Novo Selo aber will sich Patrouillenführer Hauke trotzdem kümmern. „Natürlich nur in Absprache mit den Bewohnern.“ Kerlinger hat die Tierplage durch die „Hybriden“ tatsächlich in den Bericht aufgenommen. „Mein Chef muss ja auch mal was zu lachen haben.“ Die Jungs haben die Viecher unter sich „Wolper-

tinger“ getauft, nach dem Fabelwesen, das die unterschiedlichsten Tierarten in sich vereint. Manchmal, aber selten, „zeigt sich der Teufel also nicht nur als Eichhörnchen, sondern auch als Ratte“, flachst Kerlinger. Und auch, wenn die Eichhörnchen derzeit für keinen Menschen lebensbedrohend sind: Kerlinger wird wachsam bleiben und die Eichhörnchen, je nach Auftrag und Selbstverständnis, weiter im Auge behalten.

* Name geändert



Schwierigste Wege nehmen die Soldaten in Kauf, um mit den Dorfbewohnern zu sprechen

Traumatische Erlebnisse richtig einsortieren

Schubladendenken erwünscht!

Auslandseinsätze von Soldaten – gerade in Krisengebieten – werden nicht selten von negativen Eindrücken begleitet. Von Bildern, Szenen, Geräuschen, die sich unvergesslich in der Seele festgebrannt haben und zu einer dauerhaften psychischen Belastung werden können. „Wir müssen uns mit Tod, Verwundung und Angst beschäftigen“, sagt Oberst Reinhard Barz, Leiter des VN-Ausbildungszentrums in Wildflecken in der Rhön, „um physisch und psychisch robuster für den Auslandseinsatz zu werden.“

Aber es sind nicht nur Extremsituationen wie Entführungen oder Anschläge, die für Soldaten belastend sein können. „Beziehungsprobleme, Heimweh, Unzufriedenheit im Dienst, aber auch die Armut der Einheimischen sind auf Dauer anstrengend und führen zur Erschöpfung“, erläutert Dirk Schneider*, der Psychiater des deutschen KFOR-Lagers in Prizren. Michael Meier*, Psychologe desselben Kontingents, ergänzt: „Das schlimmste Erlebnis ist, den Tod eines Kindes miterleben zu müssen – da sind sich die meisten Menschen einig. Aber es muss nicht immer ‚das Schlimmste‘ sein – auch aufgestauter Stress macht anfällig.“ Stress selbst löst zwar kein Trauma aus, hat aber eine generelle Grundschwächung von Körper und Seele zur Folge.

So können Wunden entstehen, die nicht sichtbar sind. „Ein Psychotrauma ist eine Verletzung des Geistes“, erklärt Truppenpsychologe Meier. Ein traumatisierendes Erlebnis kann so tiefgreifend sein, dass daraus eine Krankheit – die posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) – entsteht.

Eine Erinnerung setzt sich aus zwei Teilen zusammen: einerseits aus den Sinneswahrnehmungen – also Bildern, Geräuschen und Gerüchen –, andererseits aus Emotionen, die an diese Wahrnehmungen gekoppelt sind.



Normalerweise werden diese beiden Komponenten verknüpft und gemeinsam abgespeichert. Man kann sich unser Erinnerungsvermögen wie einen riesigen Apotheker-Schrank mit vielen Schubladen vorstellen, bei dem jede Erinnerung in einer bestimmten Schublade landet. Erinnert man sich zum Beispiel an sein Lieblingsessen aus der Kindheit, „zieht“ man im Kopf gezielt die entsprechende Schublade auf und kann sich ganz genau an Aussehen, Duft und Geschmack von beispielsweise Omas Apfelpfannkuchen erinnern. Gleichzeitig fühlt man die angenehme Vorfreude, gleich den Pfannkuchen essen zu dürfen.

Bei traumatisierenden Erinnerungen ist das anders: Hier handelt es sich in erster Linie um negative Erinnerungen. Wird ein Soldat beispielsweise Zeuge einer Busexplosion, sieht er Verwundete, hört den lauten Knall und Angstschreie, versetzt sich sein Körper in Alarmbereitschaft. Um der Belastung durch diese Erinnerung standzuhalten, verdrängt der Soldat diese Wahrnehmung, doch die damit verbundenen Emotionen werden trotzdem gespeichert.



Truppenpsychologe Michael Meier* unterstützt die Soldaten mental

Hört der Soldat später in einer völlig anderen Situation wieder einen Angstschrei – beispielsweise von einer Mutter, deren Kind sich an der Straße von ihrer Hand losgerissen hat –, wird die alte Erinnerung der Busexplosion wieder wie ein „Flashback“ ins Bewusstsein gerufen. Mit allen Bildern, Geräuschen, Gefühlen und physischen Reaktionen, weil sich die beiden getrennt aufbewahrten Anteile „erinnern“, dass sie zusammengehören.

Das Problem daran ist, dass die Betroffenen nicht selbst steuern können, ob sie sich in diesem Moment daran erinnern wollen: Ob die Erinnerung an das traumatisierende Erlebnis aufkommt oder nicht, entzieht sich ihrer Kontrolle. „Genau das ist die Gefahr:

Man verliert die Kontrolle über sein eigenes Leben, was als bedrohlich empfunden wird“, erklärt Truppenpsychologe Meier.

Die Erinnerung an das Erlebnis ist also bewusst da, nur nicht korrekt bzw. zusammenhängend in die richtige Schublade einsortiert. Hinzu kommt, dass man nicht kontrollieren kann, ob oder wann sich die Schublade öffnet und die Erinnerung ins Gedächtnis kommt.

Auslöser für das Öffnen der Schublade „lauern immer und überall in ganz alltäglichen Situationen“, warnt Psychologe Meier, „und dann bemächtigen sich die Erinnerungen der Gedanken von ganz allein.“

Um wieder die Kontrolle über die eigenen Erinnerungen bzw. das Öffnen der Schubladen zu erlangen, gibt es mehrere Möglichkeiten. Die einfachste ist das Gespräch mit Kameraden. „Schon die Kameradschaft fängt den einzelnen Soldaten unheimlich auf“, sagt der deutsche Militärseelsorger Gerhard Kern im KFOR-Lager Prizren.



Einer aus der Gruppe der Kompaniefeldweibel – die auch als „Mütter der Kompanie“ bezeichnet werden – erklärt: „Erstmal reden wir mit unseren Jungs, das ist oft schon viel wert. Und wenn wir dann merken, dass das auf Dauer nicht hilft, wenden wir uns an die Pfarrer oder den Psychologen.“ Manchmal ist das Trauma allerdings zu stark ausgeprägt, sodass eine Therapie erforderlich wird: „Das ist der Ansatz, die Betroffenen menschlich aufzufangen und zu begleiten“, sagt Psychiater Dirk Schneider.

Die Therapie verläuft in drei Phasen: In der ersten Phase soll der Patient restabilisiert werden, indem man ihm die verlorene Kontrolle zurückgibt. Dies kann entweder über Medikamente oder über Autosuggestion erreicht werden. Bei letzterem Ansatz konstruiert der Betroffene in Gedanken einen Ort, an dem er sich sicher fühlt. Kommt es dann zum „Flashback“ der traumatisierenden Erinnerung, soll er sich gedanklich an diesen Ort zurückziehen und zur Ruhe kommen. „Ein beliebtes Beispiel ist der Südestrand, an dem man sich entspannt die Sonne auf den Bauch scheinen lässt“, schildert Schneider.

In der zweiten Therapiephase wird der Betroffene mit dem Trauma konfrontiert: „Wir tasten uns mit der Person langsam an



Erinnerungen in Schubladen ablegen, damit die Seele nicht zerbricht

das erlittene Trauma heran und durchleben es in ertragbaren Dosen erneut“, erklärt Schneider die Vorgehensweise. Dabei bedient man sich bestimmter neuer Techniken, die gezielt die Verbindung zwischen Wahrnehmung und Emotionen wiederherstellt und sie zusammen einsortiert. „Die Betroffenen müssen lernen, sich nicht von der Erinnerung überwältigen zu lassen“, so der Psychiater.

Sind die ersten beiden Phasen erfolgreich überstanden, „merken viele erst, in welcher zerrütteten Lebens-Situation sie sich befinden“, berichtet Dirk Schneider aus seiner Berufserfahrung. Deshalb ist die dritte Therapiephase, die Rehabilitation der Persönlichkeit, umso wichtiger. „Hier wird der Mensch zurück ins Leben integriert. Wir versuchen gemeinsam aufzurichten, was kaputt gegangen ist, um den Patienten in einen – auch sozial – gesunden Zustand zurückzubringen.“



„Ein Auslandseinsatz in einem Krisengebiet wie zum Beispiel Afghanistan ist immer eine Grenzerfahrung mit der eigenen Persönlichkeit“, sagt Seelsorger Kern. „Ich weiß ganz sicher, dass ich mich durch den Einsatz verändert habe“, bestätigt Soldat Robert M., der zuletzt in Kunduz war und jetzt im Ko-

sovo stationiert ist. „Ich selbst bin nicht traumatisiert, konnte aber erst drei Monate nach meinem Einsatz wirklich darüber sprechen. Ich würde fast meinen, dass es mehr Leute betrifft, als bekannt ist.“

Tendenziell zeichnet sich ab, dass sich zunehmend mehr Soldaten wegen PTBS behandeln lassen: in den vergangenen drei Jahren stieg die Anzahl der Patienten auf etwa das Fünffache. Damit einher ging aber auch ein Sinneswandel innerhalb der Bundeswehr in Bezug auf den Umgang mit diesem Thema: „Man hat sich bei der Bundeswehr vom Männlichkeitsbild à la John Wayne getrennt – Offenheit ist hier der richtige Weg“, sagt Psychologe Meier.

Ausbildungsleiter Reinhard Barz aus Wildflecken betont: „Das Thema Trauma wurde aus der ‚Weichei-Diskussion‘ herausgenommen, eben weil es ein Thema ist.“

* Name geändert

Dicht am Mann

Gerhard Kern und Stephan van Dongen sind auf ihrem ersten Auslandseinsatz. Der Protestant brach mit seinen Jugendüberzeugungen, als er den Seelsorgedienst im Militär antrat, der Katholik bewarb sich um den Posten. Zwei unterschiedliche Charaktere, die sich im Camp Prizren gefunden haben.

Der erste Blick geht zum Amtsbruder. Ein kurzes Lächeln, dann tritt Pfarrer Gerhard Kern vor die Gemeinde. Er ist in schwarz gekleidet: schwarzer Talar über dem Flecktarn und schwarze Soldatenstiefel. Alle anderen Gläubigen in der vollbesetzten Kirche tragen Uniform – auch Stephan van Dongen, Kerns katholisches Pendant als Militärseelsorger. Er steht in der ersten Reihe, erwidert Kerns Blick und das Lächeln. Ein kurzer Augenblick zu Beginn des Gottesdienstes, ein Moment des gegenseitigen Einvernehmens. Zwei Militärpfarrer, zum ersten Mal im Auslandseinsatz. Vier Monate Kosovo, KFOR-Camp Prizren. An Sonntagen, an denen van Dongen die Messe feiert, begleitet Kern auf dem Keyboard. Wenn, wie heute, evangelischer Gottesdienst ist, liest der katholische Priester die Lesung. Zwei Menschen, die sich gefunden haben, als Freunde und als Seelsorger – trotz oder gerade wegen ihrer Unterschiede.

Die Wege, die den evangelischen Pfarrer Gerhard Kern in den Kosovo brachten, sind kurvenreich und mit manchen Stoppschildern versehen. Der 53 Jahre alte Schwabe ist ein Kind der Friedensbewegung. Wenn die

Erwachsenen bei Familienfeiern begannen, vom Krieg zu erzählen, hielt er sich die Ohren zu. Den Kriegsdienst verweigerte er. Militärische Gewalt, ein rotes Tuch. „Als vor dreieinhalb Jahren ein Anruf kam, ob ich mir vorstellen könnte, als Militärseelsorger zu arbeiten, war meine erste Reaktion: Spinnst ihr?“ Aber Kern beließ es nicht bei der spontanen Abneigung. Eine Woche lang pflügte er das Internet nach Informationen zur Bundeswehr um, telefonierte lange mit seinem Heimatpfarrer und besprach die möglichen Zukunftsszenarien mit seiner Frau, ebenfalls Pfarrerin, mit der er 15 Jahre lang die Gemeindegemeinschaft im Kreis Hohenlohe geleitet hatte. Dann sagte er zu. Der überzeugte Verfechter des Friedens in Soldatenstiefeln. Eine Kehrtwende.

In Stephan van Dongens Vita verläuft der Weg zum Militär geradliniger. Wie Kern verrichtete er keinen Dienst an der Waffe. Aber nicht aus fester Überzeugung, sondern weil sich die Frage für ihn nicht stellte. Während seines Studiums der Pädagogik wurde er nicht gezogen und als späterer Student der Theologie war er freigestellt.

Van Dongen, 47 Jahre, weißes Haar, moderne schwarze Brille, stand nie als Pastor einer großen Gemeinde vor. Seine Vikarsstelle tauschte er mit der Arbeit als Jugendseelsorger des Bistums Aachen. Er leitete eine Jugendbildungsstätte, bereitete den Weltjugendtag in Köln mit vor, war mit seinen Aufgaben ausgelastet – bis zum Herbst 2005. Im August war das Großereignis in Köln über die Bühne gegangen und im verschuldeten Bistum Aachen setzte das Generalvikariat in

der Jugendarbeit den Rotstift an. Die Jugendbildungsstätte wurde, obwohl auf Jahre hin ausgebucht, geschlossen. Van Dongen suchte eine neue Herausforderung.

Der Bischof wollte ihn als Pfarrer einer großen Niederrheingemeinde, aber der gebürtige Duisburger, dem das katholische Milieu Krefelds zur Heimat geworden ist, hatte andere Pläne. Sein Mitbruder Georg Küpper war gerade vom Dienst als Militärseelsorger zurückgekehrt. Er hatte van Dongen von seinen Erfahrungen mit der Truppe erzählt und ihn begeistert. „Arbeit mit Soldaten ist immer auch Arbeit mit jungen Menschen und das wollte ich unbedingt weitermachen. Als Krankenhausseelsorger hatte ich außerdem Erfahrung in der geistlichen Begleitung von Einzelpersonen. Das ist beim Militär besonders gefragt.“ Van Dongen bewarb sich auf die vakante Stelle als Militärpfarrer und erhielt sie. Sein neuer Standort: Wesel, wo er für fünf Kasernen zuständig ist. Jetzt ist er im Auslandseinsatz, vier Monate Kosovo.

Sein karges Büro ist untergebracht in einem weißen Wohncontainer, nur wenige Schritte entfernt von der kleinen, 2001 von Soldaten gebauten Militärkirche. An den Wänden hängen die Bilder der Mutter Gottes, von Papst Benedikt XVI. und Militärbischof Walter Mixa. Die Bibel dient, mit gelben Merkkzetteln behaftet, als Untersatz für die Skype-Kamera. Seit zwei Monaten lebt und arbeitet van Dongen Tür an Tür mit Gerhard Kern. Die beiden Seelsorger sind Exoten im KFOR-Camp Prizren. Sie bilden einen Kontrapunkt im Alltag des Friedenseinsatzes, stehen außerhalb der militärischen Hierarchie, teilen aber das Leben der Soldaten und tragen Uniform. „Am Anfang habe ich gedacht: Das kann nicht sein, ich in Tarnkleidung. Aber schnell ist mir bewusst geworden, welche unglaubliche Chance es für uns ist, dadurch näher an den Soldaten zu sein und die Hemmschwelle, mit uns zu reden, so gering wie möglich zu halten.“ Gerhard Kern hat sich im System Bundeswehr eingelebt. Seine Vorstellung von einer stumpfen Kämpfertruppe ist einem Bild vieler besonnener und nachdenklicher Individuen gewichen. Einem Bild von Soldaten, die mehr wollen, als nur die tägliche Arbeit verrichten.

Die Nachfrage nach seelsorgerischem Beistand schwankt. „Manchmal spreche ich mit drei oder vier Soldaten am Tag, manchmal nur mit vier in einer Woche“, sagt Kern. Die Sorgen sind in der Fremde kaum andere als in Deutschland: Beziehungsprobleme, Schwierigkeiten mit den Kameraden oder mit den Vorgesetzten. Mit der Distanz zur Heimat verstärken sie sich aber. Jeder Soldat darf mit seinen Nöten zu den Pfarrern kom-



Doppelpack: Gerhard Kern und Stephan van Dongen (großes Foto)

Im Einsatz finden Gottesdienste großen Zuspruch unter den Soldaten



men. Konfessionsgrenzen spielen nur eine untergeordnete Rolle. „Die Militärseelsorge ist so wichtig, weil sie keine Komm-Her-, sondern eine Geh-Hin-Seelsorge ist“, sagt Stephan van Dongen. „Wir Pfarrer gehen auf die Soldaten zu, um für sie da sein zu können.“

Gott wird in den Gesprächen meist durch die Hintertür vermittelt. Die Soldaten wissen, mit wem sie sprechen. Der christliche Impuls stehe für sie aber nur selten im Vordergrund, sagt van Dongen. „Wir sind die einzigen Gesprächspartner im Camp, die nicht in die militärische Hierarchie eingliedert sind. Viele Soldaten kommen deshalb mit ihren Problemen zu uns und nicht zu ihren Kommandeuren.“ Oftmals ist es

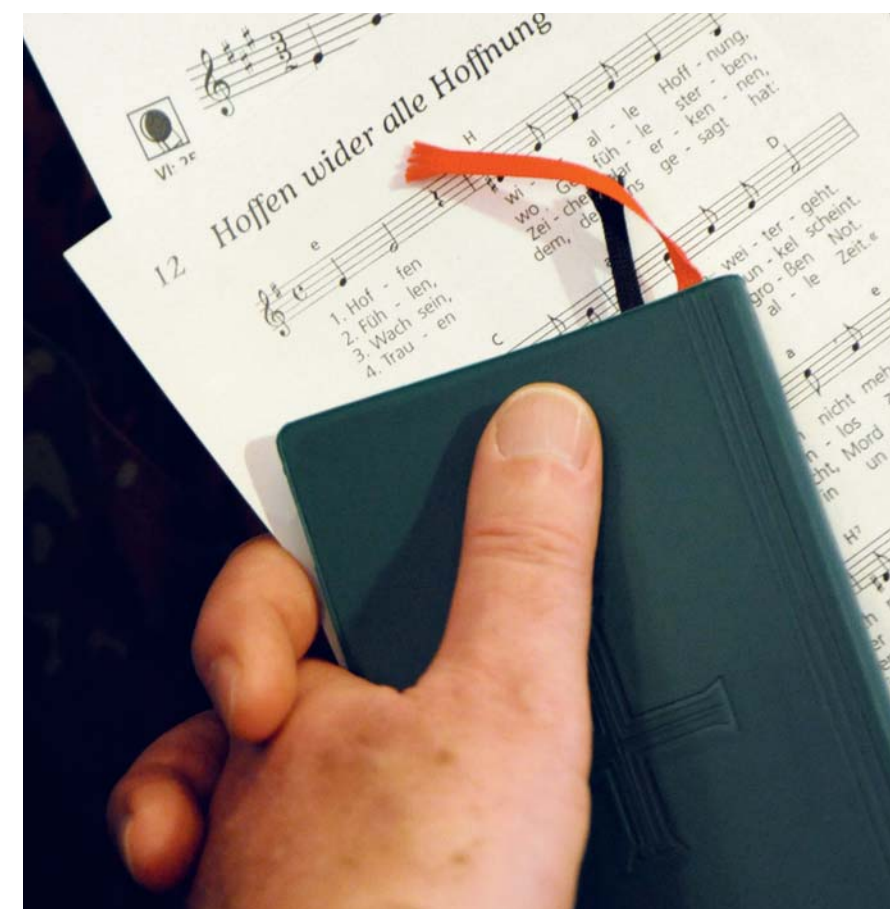
mit einem kurzen Gespräch aber nicht getan. Beziehungen entwickeln sich zwischen Seelsorger und Soldaten, manchmal auch zwischen Seelsorger, Soldat und dessen Familie. Als Standortpfarrer in Elwangen beerdigte Gerhard Kern den Vater eines seiner Schützlinge. Vor ein paar Wochen kam der mit ihm ins Camp Prizren verlegte Soldat zu ihm und erzählte, dass er selbst Vater werde. „Da hab ich mich riesig gefreut und ihm gleich gesagt: Das Kind, das will ich taufen.“ Freundschaften wachsen mit den Jahren, genau wie in zivilen Gemeinden. Mehr als im Alltag einer Kirchengemeinde ist die intensive Beschäftigung mit dem Tod aber ein Grundpfeiler der Beziehungen zwischen den Pfarrern und den häufig noch jungen Menschen. Seitdem die Bundeswehr in Af-

ghanistan ist, ist die Bedrohung real. Das spüren die Seelsorger in den Gesprächen. „Soldaten vertrauen uns ihre tiefsten Ängste an. Sie öffnen sich uns und wir versuchen, mit unserem Glauben und all unseren persönlichen Erfahrungen zu stützen und zu helfen“, sagt Gerhard Kern.

Acht Jahre lang leitete Kern die Notfallseelsorge im Hohenlohekreis. Bei Unfällen mit Schwerverletzten und Toten war er als erster am Unglücksort. Die Bilder verlassen ihn nicht. Eineinhalb Jahre war er traumatisiert, konnte die Schreie und Gesichter nicht vergessen. Die Zeit hat ihn geprägt, reifen lassen. Wenn er mit Soldaten spricht, die in Afghanistan waren und Sprengstoffanschläge miterlebt haben, erzählt er ihnen seine

Geschichte. Sie fühlen sich verstanden. „Die Soldaten spüren, dass wir alles in das Gespräch geben, was wir haben. Wenn wir uns öffnen, gewinnen sie Vertrauen. Nur so kann ernsthafte Seelsorge funktionieren.“

Seit zwei Monaten sind Gerhard Kern und Stephan van Dongen Nachbarn. Vorher kannten sie sich nicht, jetzt sind sie sich gegenseitig unentbehrliche Freunde. Und manchmal auch Seelsorger, denn die Nöte der Soldaten machen vor ihrer Türschwelle nicht halt. Heimweh haben sie beide. Der eine nach seiner Frau, der andere nach Heimat und Freunden. „Ich habe gedacht, nach fünfundzwanzig Jahren Ehe sei die Trennung von vier Monaten kein Problem. Aber es ist unglaublich schwer, diesen geliebten



Menschen nicht um mich zu haben“, sagt Gerhard Kern. „Mir fehlt das Rheinland und mein Bistum Aachen“, sagt Stephan van Dongen. „Ich bin ein heimatverbundener Mensch. So schön und interessant die Arbeit im Kosovo auch ist: für zwei Jahre würde ich das nicht machen.“ Und auch in den Köpfen der Seelsorger spukt ein möglicher Einsatz in Afghanistan herum. „Wenn mir jemand sagen würde, jetzt geht es nach Kunduz, wüsste ich nicht, wie ich mich verhalten würde“, sagt van Dongen. „Ich hätte Angst.“

Gerhard Kern und Stephan van Dongen haben auf unterschiedlichen Wegen zur Bundeswehr gefunden. Eine kritische Distanz zum militärischen System haben sie sich bewahrt. Bei den einzelnen Soldaten

sind sie aber, im Bundeswehrjargon gesprochen, dicht am Mann. Sie tragen Uniform, lassen sich von weitem nicht unterscheiden von den Truppenverbänden. Ein Soldatenleben im Auftrag Gottes. Der Tarnfleck ist auch nach drei Jahren noch gewöhnungsbedürftig.

„Aber manchmal denke ich, dass wir in unseren Stiefeln viel näher an dem sind, was Jesus gemacht hat.“ Gerhard Kern blickt auf seine Füße. „Wir gehen zu den Menschen, fragen nicht nach Religionen, müssen uns nicht mit Verwaltungsfragen herumschlagen. Wir sind mit allem, was wir sind und können, für den Einzelnen da.“ Soldatenstiefel als moderne Jesussandalen. „Das ist Militärseelsorge.“



Zukunft gesucht

Das Schicksal des Kosovo hängt an der Wirtschaft

Nach langem Ringen hat das Kosovo endlich die politische Unabhängigkeit erreicht. Aber der Schlüssel für die Zukunft liegt woanders: in der Wirtschaft. Doch genau hier herrscht eine Abhängigkeit von den KFOR-Truppen.

Anfangs war sie skeptisch. Für die deutsche Bundeswehr arbeiten, als Kosovarin? Nach zehn Jahren ist von den anfänglichen Zweifeln längst nichts mehr zu spüren. Als Schneiderin der KFOR kürzt Rejhan Uniformen, flickt, macht enger. Einmal habe sie sogar einen Babystrampler aus Tarnfleck genäht, erzählt sie. Den hat der Kompaniechef dann einem frisch gebackenen Vater geschenkt.

Rejhan, 30, ist stolz, eine der rund 400 Kosovaren zu sein, die für die Kosovo Force im Feldlager Prizren angestellt sind. „Alle wollen für die KFOR arbeiten“, sagt sie. Die Anstellung hilft ihrer ganzen Familie. Mit 368 Euro netto liegt ihr Gehalt deutlich über

dem Durchschnittseinkommen von 200 Euro monatlich. Selbst Krankenversicherung und Rentenbeitrag zahlen die Truppen für sie, eine Seltenheit. „Für mich bedeutet die KFOR viel“, sagt sie – auf Deutsch. Auch den Sprachkurs zahlt die Nato-Mission.

So eine gute Anstellung zu haben, das ist eine Seltenheit im Kosovo. Von den 2,1 Millionen Kosovaren ist etwa jeder zweite arbeitslos. Fast jeder siebte lebt in extremer Armut, von 90 Cent am Tag. Ohne die finanzielle Unterstützung von Verwandten aus dem Ausland wäre es für die meisten Familien noch schwieriger. Besonders die junge Generation ist von der Arbeitslosigkeit betroffen, 70 Prozent der Bevölkerung sind unter 30 Jahre alt.

Da ist man dankbar für die wirtschaftliche Nachfrage, die die Anwesenheit der rund 16.000 Soldaten aus 33 Nationen schafft. Schätzungen zufolge macht sie rund zehn Prozent des Bruttoinlandsproduktes aus. Kein Wunder also, dass die Bevölkerung

so freundlich über die Truppen redet. Endlich Arbeit, endlich etwas Geld. Die Stellen bei den ausländischen Truppen sind vielfältig. Gärtner, Dolmetscher, Frisör, Reinigungskraft, Küchenhelfer, Bedienung, Straßenbauer. Es gibt viel zu tun in den Camps.

Auch außerhalb der KFOR-Zäune beeinflusst die Anwesenheit der Truppen das Wirtschaftsleben. In Prizren werden KFOR-Fahrzeuge in der örtlichen „Big Brother“-Auto-Werkstatt gewaschen, die bis zwei Tonnen Gewicht dort auch repariert. Benzin wird ebenfalls vor Ort gekauft. Ein einheimischer Bäcker backt das Brot für die Soldaten, extra nach deutschem Rezept und Hygieneauflagen. So, wie die Soldaten es eben mögen. Selbst das Truppen-Magazin „Maz & More“ wird wöchentlich vor Ort gedruckt, 15 Kosovaren sind damit beschäftigt.

Auch die Schmutzwäsche der Task Force Süd wird in Prizren gewaschen. Die Wäscherei gehört zwar nicht der KFOR. Doch die Truppen sind der einzige Kunde.

30 Einheimische haben so Arbeit gefunden. Hauptsächlich Frauen. Sie stehen in einem großen, sterilen Raum, umrahmt von dutzenden Waschmaschinen, Trocknern und Wäschesäcken. Es riecht nach Waschpulver. Still starren die Frauen auf ihre Bügelbretter, die Haare streng zurückgebunden. Sie waschen, trocknen und bügeln grünen Tarnfleck und weiße Bettwäsche, 24 Stunden, sieben Tage pro Woche. „KFOR ist ein großer und sehr guter Arbeitgeber“, sagt Agim Likaj, der eine Art Manager der Wäscherei ist. 350 bis 400 Euro verdienen die Angestellten hier monatlich, netto. Ein ausgebildeter Lehrer bekommt im Landeschnitt 150 Euro, ein Arzt 200 Euro, bei Supermarktpreisen wie in Deutschland. Sozialabgaben und Steuern übernimmt die Wäscherei für die Angestellten. Und Essen und Trinken die KFOR.

Seit zehn Jahren läuft das so, seitdem die Kosovo Force der Vereinten Nationen in den ethnischen Bürgerkrieg zwischen Serben und Albanern eingeschritten ist. Seit-





Die Infrastruktur des Kosovo ist stark verbesserungsbedürftig

dem hat sich die KFOR nicht nur zu einem Garant für Sicherheit entwickelt. Sie ist auch einer der größten Arbeitgeber im Land geworden, der viele neue Arbeitsplätze schafft. Aber auch Abhängigkeit.

Zu sehr prägt die Anwesenheit der rund 3.000 Soldaten hier im Süden die sich entwickelnde Wirtschaft. Automatisch richten sich die Einheimischen danach, was die KFOR braucht. An einer Stelle bei den Truppen hängt oft das Einkommen einer ganzen Familie. Und je länger die Truppen bleiben, desto stärker wird der Einfluss.

Im Kosovo lebe man von drei Dingen, erzählt Major Kai Gudenoge, stellvertretender Pressechef in der Führung der multinationalen Streitkräfte Süd. „Den Überweisungen der Familie aus dem Ausland, der Kriminalität – und der KFOR.“

Wovon soll die jüngste Nation der Welt auch sonst leben?

Fährt man durch die Straßen im Süden des Landes, erkennt man schnell, dass hier buchstäblich alles zu Geld gemacht wird. Im Jahr 2009 sind das vor allem Internetzugang, Tattoos, Fitnessstudios. Aber auch uralte Nähmaschinen der Marke Singer, Radios, Elektronikteile, die in Deutschland längst im Elektroschrott gelandet wären.

Besonders beliebt ist schnelles Geld. Das lässt sich mit kriminellen Geschäften machen. Die allein machen bereits ein Viertel des Bruttoinlandsproduktes aus, das rund drei Milliarden Euro beträgt. Schnelles Geld lässt sich aber auch mit Autos verdienen. Es reiht sich Tankstelle an Autowerkstatt an Tankstelle an Autowerkstatt. Dazwischen türmen sich geplünderte Autowracks, die Einzelteile finden sich an Verkaufsständen am Straßenrand wieder. Zerlegte Motorteile, Autoreifen, Auspuffrohre.

Zwei Drittel der Kosovaren leben von der unproduktiven Landwirtschaft. Weinanbau wäre möglich, Reben und Weinfelder zieren immer wieder die Landschaft. Doch Weinanbau bringt kein schnelles Geld, man müsste zwei, drei Jahre warten, bis die ersten Trauben und damit die Gewinne wieder sprießen. Außerdem – wer hat schon das Know-how?

Auch mit dem Bauwesen lässt sich Geld machen. Hunderte Rohbauten schießen aus dem Boden, unfertig, nackt, rote Beton- und Backsteinskelette in der Landschaft. Denn hierzulande werden die Bauten nicht etwa durch Kredite finanziert, sondern mittels Bargeld. Von einem Monat zum nächsten, nur das, wofür gerade Geld da ist. Von innen nach außen: zuerst die moderne Innenausstattung, dann der Stromanschluss oder die Zufahrt. Da braucht es schon mal 20 Jahre, bis ein Haus fertig ist.

Manche Häuser sind es bereits. Moderne Neubauten stechen aus der Landschaft hervor, der Anstrich blütenweiß, rosa, hell-



grün. Bilden bizarre Kontraste, wie es sie überall im Land gibt. Neben den Neubauten ein Schafhirte mit seinen Tieren auf einem Feld, das in Deutschland wohl eine Mülldeponie wäre. Ein 7er-BMW fährt vorbei, überholt ein Fahrrad.

Was das Kosovo wirklich zu bieten hat, sind Arbeitskräfte. Billige Arbeitskräfte, denn jeder möchte arbeiten, vor allem die junge Generation. Zwei von drei Kosovaren unter 30 sind ohne Job. Aber um diese Kräfte zu nutzen, müssten zunächst einmal Unternehmen ins Land kommen und investieren.

Doch dafür bräuchte es eine funktionierende Infrastruktur. Bisher gibt es eine einzige Autobahn im ganzen Land, die Eisenbahnlinien sind alt und kaum nutzbar, ebenso wenig der öffentliche Nahverkehr.

Dabei sind seit 1999 mehrere Milliarden Euro an Hilfgeldern in die ehemalige serbische Provinz geflossen, pro Kopf hat das Kosovo mehr Mittel erhalten als die ärmsten Entwicklungsländer. Vier oder fünf Milliarden Euro waren das – eine Milliarde hin oder her, wie viel es genau war, das weiß niemand. Und auch nicht, was eigentlich mit dem Geld passiert ist. In die Infrastruktur ist es jedenfalls nicht geflossen, wie man unschwer erkennt.

Folglich sind die ausländischen Direktinvestitionen für das Kosovo rückläufig. 2008 waren es die niedrigsten in der Region. Nach Angaben der Zentralbank haben ausländische Investoren im vergangenen Jahr 355 Millionen Euro im Kosovo gelassen, 80 Millionen weniger als noch 2007. Und auch das Wachstum des Zwergstaates hinkt hinterher, 3,8 Prozent waren es 2007, in den Nachbarländern hingegen über sechs Prozent.

Die Unternehmen gehen lieber nach Bulgarien oder Rumänien, da ist die Infrastruktur besser. Und sie können vom An-

schluss an die Europäische Union profitieren. „Die Rahmenbedingungen für Investoren ändern sich ständig“, sagt Oberst Matthias Bogusch, stellvertretender Leiter des deutschen Einsatzkontingentes in Prizren. Zu Deutsch: Korruption, Enteignungen, Wassermangel.

Das größte Hindernis aber ist der Strom. Der fällt etwa einmal pro Tag aus, einfach so, auch mal für mehrere Stunden, oder einen ganzen Tag. Schuld sind die veralteten Kraftwerke, auch hier wären die Hilfszahlungen gut angelegt gewesen. Besonders im Sommer und im Winter gibt es Stromausfälle, wenn die Klimaanlage oder Heizungen im ganzen Land laufen. Deshalb hat auch jeder Laden einen eigenen Generator vor der Eingangstür stehen. Man weiß ja nie, wann der nächste Ausfall kommt.

Auch einheimische Unternehmen, die expandieren und somit neue Arbeitsplätze schaffen wollen, stehen vor ungeahnten Problemen. So wie die Druckerei Siprint. Nachdem im Jahr 2000 die KFOR mit ihrem Magazin „MAZ & More“ als Auftraggeber gewonnen werden konnte, hatte die Firma bald das nötige Kleingeld, um zu expandieren. Eine Heidelberger Druckmaschine wurde gekauft, dazu ein eigener Dieselgenerator. Schließlich wusste man ja von den örtlichen Stromausfällen. Überraschend kamen dann aber die Stromschwankungen. Von 150 bis 280 Volt war alles möglich – tödlich für eine deutsche 220-Volt-Maschine. Also musste zusätzlich in eine Kühlanlage investiert werden, damit der Stromgenerator läuft, um die Druckmaschine überhaupt ans Stromnetz anschließen zu können.

In anderen Ländern Osteuropas geht das einfacher.

In der Wirtschaft aber liegt der Schlüssel für die Zukunft des Landes. Denn alle anderen Probleme, ob ethnisch oder politisch

und selbst die wuchernde Kriminalität, ließen sich letztlich durch eine florierende Wirtschaft lösen, sagt KFOR-Süd-Kommandeur General Thomas Starlinger. „Wenn eine ganze Gesellschaft keine wirtschaftliche Zukunft hat, ist sie empfänglicher für politische Spielereien.“

Nachdem Europäische Union und Weltbank nun zehn Jahre lang zugesehen haben, wie zufließende Gelder einfach verschwand und der Fortschritt nur schleppend verlief, gibt es seit einigen Wochen erstmals einen Masterplan für das Kosovo. Dieser „Blueprint“, entstanden unter Federführung des österreichischen Kommandeurs Thomas Starlinger und seines Stellvertreters, Brigadegeneral Harald Fugger, soll die Arbeit der internationalen Organisationen koordinieren, soll Hilfgelder kontrollieren, soll eine Zukunft sicherstellen.

In dem Entwurf ist von Sektorstrategien die Rede, von blühendem Weinanbau im Süden bis hin zu florierendem Tourismus im Norden. Das Ziel: ein sich selbst erhaltendes Kosovo.

Blickt man heute auf die Straßen des jungen Landes, auf die wasserschleppenden Frauen und die Müllabfuhr-Pferde, scheinen diese Pläne noch in weiter Ferne.

Genauso entfernt scheint ein baldiger, vollständiger Abzug der Truppen. Bis wann sie noch hier sein werden, darüber wagt niemand auch nur zu spekulieren.

Doch das Unausgesprochene hängt in der Luft – irgendwann wird es keine KFOR mehr im Kosovo geben.

„Was sollen wir machen, wenn die Truppen gehen?“ Die Näherin Rejhan spricht von selbst das heikle Thema an. „Was dann?“ Auf einmal schweigt die zierliche Frau mit den freundlichen Augen und den langen braunen Haaren. Denkt an ihre siebenköpfige Familie, die von ihrem Gehalt lebt. Mit verschränkten Armen starrt sie auf die Nähmaschine, sagt nichts. Schließlich, mit leiser Stimme, spricht sie aus, was hierzulande viele denken: „Ich weiß es nicht. Aber wenigstens kann ich dann Deutsch.“





Küche auf Umwegen

Wie die Bundeswehr ihre Truppen im Einsatzland versorgt

Der Kartoffel sieht niemand an, wie viel Papier bewegt werden musste – bis sie auf dem Teller des Soldaten in Prizren liegt: sparsam, schmackhaft und satt.

Ein Blick auf die Uhr verrät, warum die Soldaten heute beim Frühstück lebendiger erscheinen als sonst. Es ist Sonntag, neun Uhr: Brunch in der Feldküche des Lagers Prizren. Die graue Halle erhält nur durch riesige Bundesländerflaggen ein wenig Farbe. Tische und Stühle erinnern an eine Grundschule. Es duftet lecker nach Waffeln. Appetitanregend garnierte Wurst- und Käseplatten neben Wasser- und Honigmeloneninseln leiten den Weg direkt zur Essensausgabe. „Morgen. Rührei mit Bauchspeck und Weißwürstchen?“, heißt die Standardfrage des Kochs jeden Sonntag zur Brunchzeit.

Mit routiniertem Handgriff landet ein Klacks Schnittlauch-Rührei in einem sterilweißen Porzellanschälchen. Guten Appetit!

Während die Soldaten essen, wird in der Küche bereits der nächste Tag geplant. Küchenbuchhalter Gerald Berger* und Küchenmeister Martin Schmitz* besprechen sich am Hintereingang bei einer Zigarette. Der eine muss das Essen für die nächsten Tage bestellen, der andere das Küchenteam für morgen einweisen. Und das ist nicht ganz einfach, denn die beiden können weder bestimmen, was gegessen wird, noch wie es gekocht wird. Berger ist nicht nur Küchenbuchhalter, sondern auch Verpflegungsgruppenführer. Ein bürokratischer Name für eine bürokratische Aufgabe: Er bestellt das Essen



nach einem festen Verpflegungsplan. Schon Monate vor dem Einsatz haben die Logistiker der Bundeswehr einen detaillierten Menüplan erstellt, mit Frühstück, Mittag- und Abendessen für jeden Tag. Ein Ernährungsphysiologe bewertet den Plan: Ausgewogen soll das Menü sein, damit die Soldaten nicht aufgrund schlechter Ernährung krank werden. Wenn ein Sparfuchs der Wehrbereichsverwaltung grünes Licht gegeben hat, wandert der Plan zur Lebensmittelumschlagstelle (LUST) am Flughafen Toplicane, einem Lager, das etwa 15 Autominuten von Bergers Küche entfernt liegt. Von hier aus bestellt ein Logistiker das Essen beim Verpflegungsamt in Oldenburg. Das deutsche Amt kauft die Lebensmittel ein und organisiert die Lieferung bis Toplicane. Damit soll der Prozess flexibler und schneller werden. Einzig die Backwaren stammen aus dem Kosovo, und zwar von einem Bäcker, der seine Lehre in Deutschland gemacht hat. Ein deutscher Veterinär prüft mehrmals im Jahr, ob er die Hygienevorschriften einhält.

Heute bestellt Gerald Berger das Essen, das für die nächsten Tage auf dem Plan steht. Und an dieser Stelle ergibt sich ein kleines Problem: Die Ernährungsleute machen sich Gedanken, was die Soldaten essen sollen. Aber die Soldaten scheren sich nicht um den Ernährungsplan, sondern essen, worauf sie Lust haben. Doch der Einkauf orientiert sich starr am Plan. Und so fehlt immer wieder etwas – zum Beispiel die Joghurtbutter. Nach Plan ist nur eine gewisse Menge vorgesehen. Die Joghurtbutter steht allerdings ganz hoch im Kurs bei den Soldaten. Nachschub nicht möglich. Ihren Frust darüber können die Soldaten im Lob- und Tadelbuch neben dem

Ausgang des Speisesaals loswerden. Informationen zu aktuellen Lieferengpässen liegen daneben. Auf einen Honigengpass müssen sich die Soldaten nächste Woche einstellen. Außerdem hängt dort ein Informationszettel mit der Überschrift: „OVS – Optimierte Versorgungsstrategie“: Ein Versuch der Bundeswehr, die Köche miteinzubeziehen. Für den Truppenkoch ist es schwierig, wenn nicht unmöglich, seine kreativ-kulinarische Ader auszuleben. In der Logistikschule der Bundeswehr im niedersächsischen Garlstadt lernt er vier Wochen lang, nach Rezepten mit Convenience-Produkten zu kochen: Fertigwaren zum Anrühren, Warmmachen oder Aufbacken. Für jedes Produkt gibt es eine genaue Rezeptur. Die Kartoffel wird nicht mehr vor Ort geschält, sondern ohne Schale und vorgekocht in Eimern angeliefert. Das spart Arbeitskräfte, also Geld, und senkt gleichzeitig, nach Meinung vieler Soldaten, die Qualität des Essens.

Die Kritik kommt an: Ab sofort sollen Köche die Convenience-Produkte benoten, damit das Amt in Deutschland bessere Ware auswählen kann. Aus Küchenkreisen hört man allerdings Zweifel, dass die Benotung irgendwas ändern wird. Mit den Convenience-Produkten will die Bundeswehr sparen. Ist das Preisniveau nicht niedrig genug, droht den Truppenküchen das Aus und Caterer kommen zum Einsatz.

Ein Blick über den Tellerrand, hier ins österreichische Lager Suva Reka, verrät, dass Feldküche auch ohne Convenience und mit Lust am Kochen funktioniert: „Unsere Köche können und sollen sich selber entfalten“, erklärt Wachtmeister Sierer*, selbst Koch. Bei unseren Nachbarn gibt es keinen Masterplan, hier bestellt der Koch frisches Fleisch – unmöglich nach deutschen Hygienevorstellungen. Jeder hat die Chance, seine Rezeptidee zu verwirklichen. Die Österreicher versorgen bis zu 460 Mann, also halb so viele wie im Feldlager Prizren. Wachtmeister Sierer ist in der Miliz, dem alpenrepublikanischen Pendant zu den Reservisten der Bundeswehr. Weil es ihn „geistig und physisch fordert“, kocht er gerne im Auslandseinsatz.

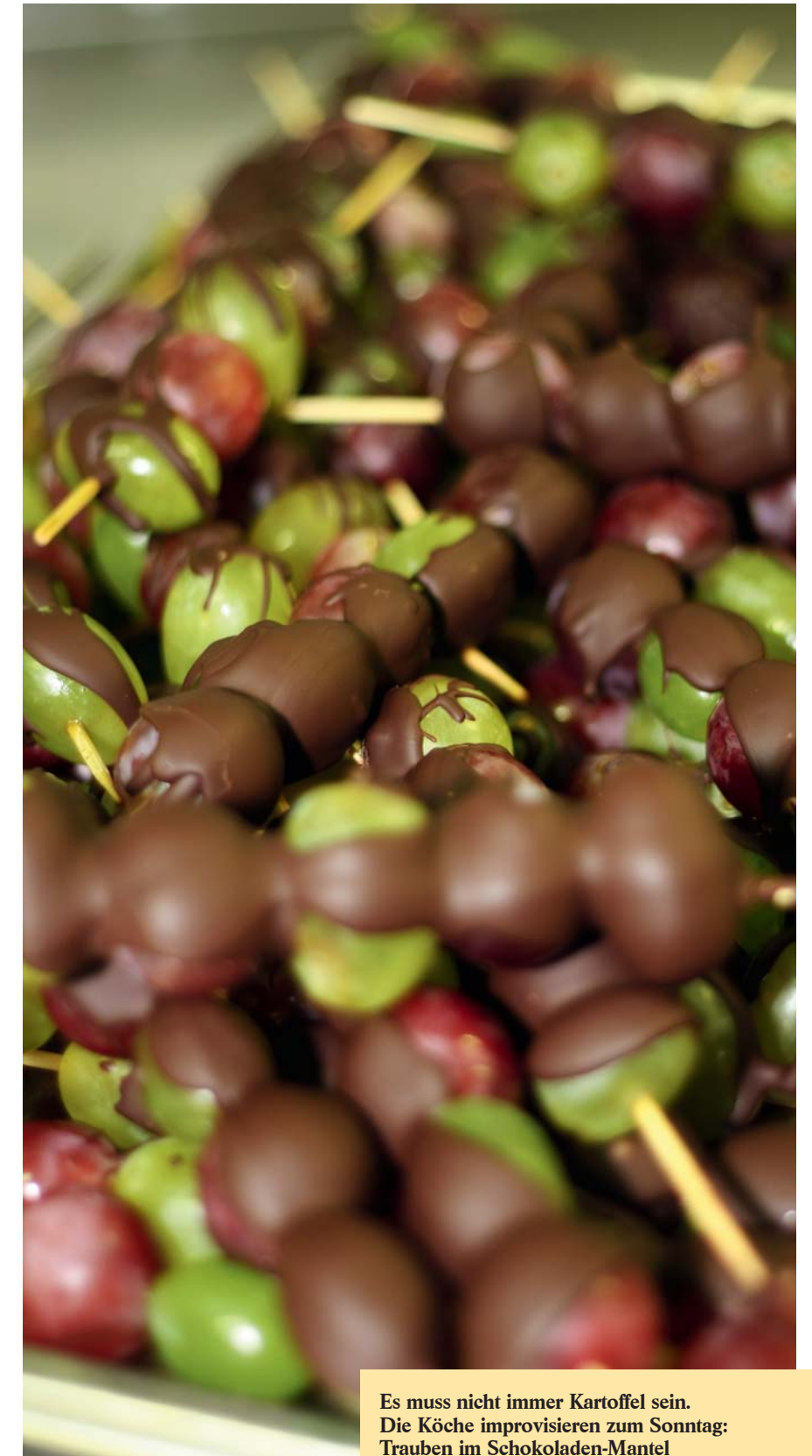
Das kann man von den deutschen Köchen nicht uneingeschränkt behaupten. Die strikt vorgegebenen Rezepte hindern sie daran, ihre Arbeit flexibel auszuüben. „Sparen an der falschen Ecke“, nennt Schichtführer Sebastian Thies* die Sparmaßnahme beim deutschen Essen. Schließlich halte vor allem gutes Essen die Soldaten bei Laune.

Er stellt 30 Minuten, bevor die Küche schließt, von jeder Mahlzeit Proben in einen Kühlschrank. Die werden dann dort bis zu 96 Stunden aufbewahrt, für den Veterinär. Um die vierzig Mitarbeiter wuseln gegen Mittag in der Küche umher, Hälfte Soldaten, Hälfte zivil. Auch wenn der Sonntag für sie nicht, wie für viele andere, frei ist, versucht das Team unter Berger und Schmitz, jedem einen freien Tag in der Woche zu ermöglichen. Der auslandserfahrene Berufssoldat Berger weiß, dass schon nach kurzer Zeit

fern der Heimat Feinfühligkeit gefragt ist: Das Lager schlaucht. Da müsse man bei Unstimmigkeiten auch mal nachbohren. Damit die Jungs im Küchentrakt ihr Bestes geben, hat er ein kleines Bonussystem geschaffen. Gestern stand ein Essen im US-amerikanischen Camp Bondsteel auf dem Plan. Und zum Geburtstag gibt's eine Edelstahl-tasse mit eingraviertem Truppenwap-

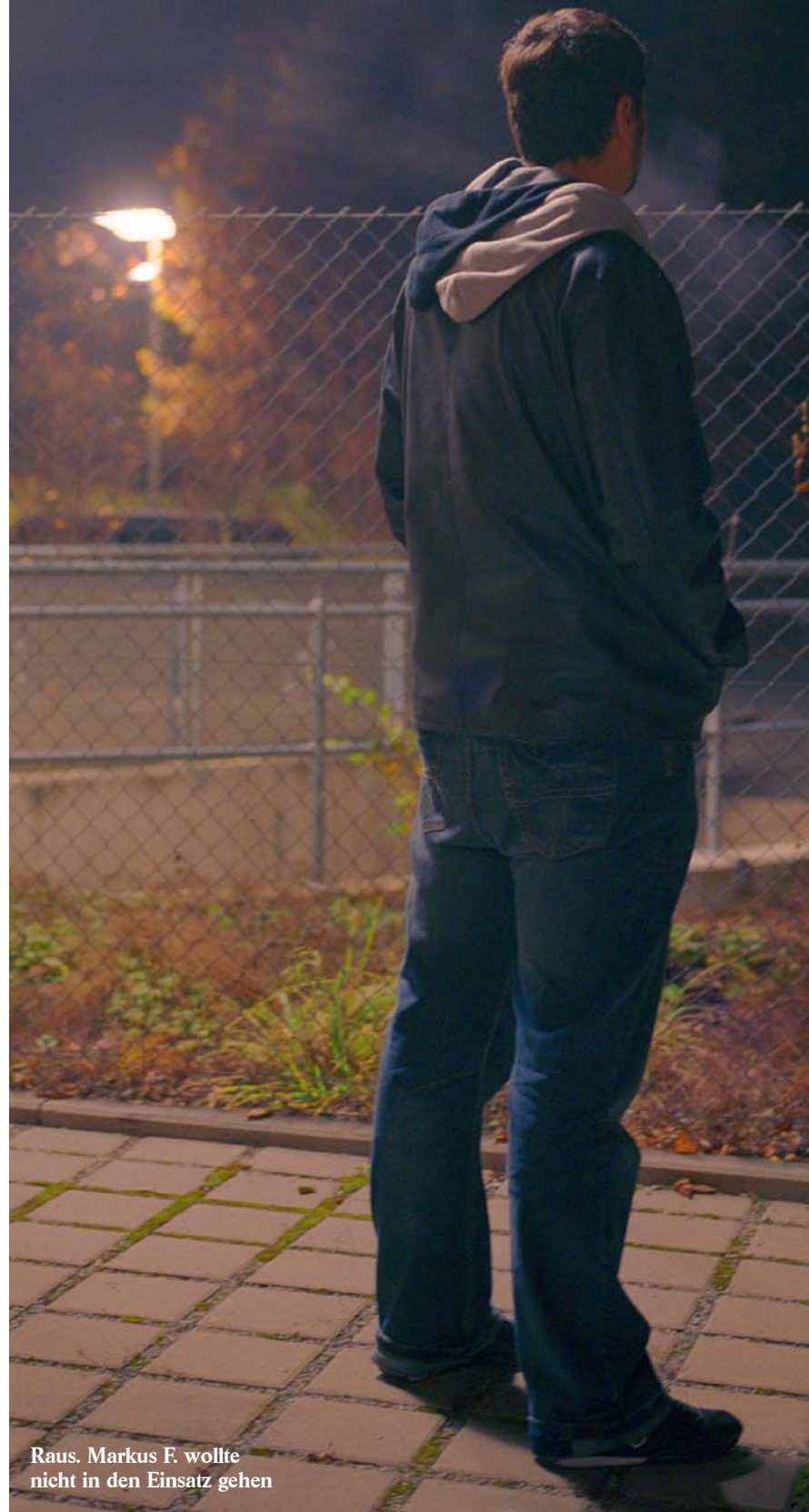
pen. Als ein Soldat das letzte Eis am Stiel im Brunchbereich genommen hat, entscheidet sich Schichtführer Sebastian Thies, die Eistruhe anders zu beschriften: Jetzt gibt's Eis im Becher. Ganz eigenständig und flexibel. Und schmecken tut's trotzdem. Vielleicht ist das ja ein Anfang.

*Name geändert



Es muss nicht immer Kartoffel sein. Die Köche improvisieren zum Sonntag: Trauben im Schokoladen-Mantel

DRAUSSEN



Raus. Markus F. wollte nicht in den Einsatz gehen

Stell dir vor, es ist Krieg und der Kamerad kommt nicht mit. Drückeberger versus Vorzeigekämpfer: die Geschichte zweier Soldatenkarrieren.

Markus F. legt sein Sturmgewehr G 36 an, zielt und schießt zwei Feinden in die Brust. Sie sacken in sich zusammen wie Strohpuppen. Kurz darauf erwischt es einen Kameraden, Kopfschuss. Markus hilft den Toten zu bergen, zieht ihn mit Hilfe der anderen aus seinem Zug in Deckung.

Das war vor dreieinhalb Jahren. Alles perlte an ihm ab, als er bei der Bundeswehr anfing. Der gespielte Krieg machte Spaß. Das war damals, als sie sich vorbereiteten. Der echte Krieg schien da noch eine Weltreise entfernt. Er dräute als Unheil bringender Ort. Aber Markus hatte keine Angst davor, noch nicht. „Am Anfang wollte ich unbedingt in den Auslandseinsatz. Das klang für mich nach Abenteuer“, sagt er.

Markus sitzt auf einer grob gezimmerten Bank in einem Landgasthof in Franken. Der 22-jährige Schlacks von fast zwei Metern spricht schleppend. Auf seiner Stirn sprießen Pickel wie bei einem Teenager. Das Dorf, in dem er aufwuchs und heute wieder lebt: schieferbeschlagene Fassaden mit grünen Fensterläden und Butzenscheiben. Auf mancher Landkarte sucht man es vergeblich. Ein viel zu kleiner Ort für die große Geopolitik. Hier geht es um Heuernte und Strohhallen; Berlin und seine Entscheider sind genauso weit weg wie Kabul samt seinen Bomben oder das Eingangstor zum Nato-Feldlager von Prizren. Markus ist der jüngste in der Familie, Zeit seines Lebens behütet. Vielleicht wollte er deshalb zum starken Kämpfer werden.

Adrian P., durchtrainiert mit Bürstenhaarschnitt, grüne Augen, sitzt draußen. Ein Geländewagen vom Typ Wolf zuckelt in Schrittgeschwindigkeit vorbei. Die Wolken hängen am Himmel in kleinen Fetzen, das Feldlager von Prizren steht im Sonnendunst umspielt von Vogelgezwitscher. Der Frühling klopft an. Adrian ist einer von rund 2.200 deutschen Soldaten des Nato-Einsatzes KFOR im Kosovo. Zu Hause ist der 24-jährige Stabsunteroffizier als Spezialpionier in Husum stationiert. „Als ich gefragt wurde, ob ich in den Einsatz will, habe ich gleich ja gesagt“, sagt Adrian. Er sei sehr stolz darauf, hier dabei zu sein. Seit dem 26. Januar 2009 ist er im Feldlager Prizren. Bleiben wird er wie das gesamte Kontingent bis

DRINNEN

Mitte Mai. In seinem kleinen Wohncontainer herrscht keine soldatische Ordnung. Da liegt ein Laptop der Marke „Acer“ auf dem Bett, umflort von dreckigen Socken, daneben ein Nassrasierer. Adrian hat spezielle Vorbereitungslehrgänge absolviert, die seine Tauglichkeit für den Einsatz geprüft haben. Dabei hat er zum Beispiel geübt, wie man eine Demonstration auflöst oder bei Beschuss durch Heckenschützen reagiert. „Unsere Ausbildung ist hervorragend“, sagt Adrian.

Markus F., der 22-jährige Franke, war kein Musterschüler. Zwar schafft er es aufs Gymnasium, doch dreht er dort zwei Ehrenrunden und geht mit 19 und mittlerer Reife ab. Was jetzt? Das zuständige Kreiswehersatzamt lädt im Sommer 2005 zu einem Infoabend ein. Da stehen diese Offiziere vorne mit ihren schneidigen, grünscheckigen Uniformen, erzählen und wirken dabei so männlich. Markus findet die Möglichkeiten imposant: Acht Jahre Verpflichtung, in denen er zum Unteroffizier wird. Dazu bekommt er eine zivile Berufsausbildung bezahlt und 1.300 Euro Sold netto monatlich. Markus ist voller Elan ob der Chancen, selbst wenn die Vortragenden erwähnen, dass zu dem Engagement auch der Einsatz im Ausland gehört.

In der Truppe wächst längst die Angst vor den Bundeswehr-Missionen. In Afghanistan sind bereits 30 junge Männer „gefallen“, wie es nun auch Verteidigungsminister Franz-Josef Jung so deutlich nennt. Wer den Marschbefehl bekommt, der muss in den Einsatz – egal wohin. Kündigen kann ein Zeitsoldat nicht. Doch viele drücken sich mit findigen Mitteln: Sie simulieren Krankheiten oder suchen andere Schleichwege aus dem System. Stell dir vor, es ist Krieg und der Kamerad kommt nicht mit.

Markus hätte nie gedacht, dass er so ein Kamerad werden könnte. Im Oktober 2005 fängt er beim Bund an. Es robbt durch nasse Äcker und macht 20-Kilometer-Märsche in drei Stunden, mit zehn Kilo Gepäck auf dem Buckel. Er ist der, der die Langsamen mitzieht und ihnen den Rucksack trägt, wenn sie nicht mehr können. Sie bringen ihm und den Kameraden auch bei, wie man Checkpoints aufbaut aus Brettern und Sandsäcken und wie man sich vor Sprengfallen schützt. Die Vorbereitung auf Auslandseinsätze beginnt mit der Grundausbildung. Wenn einer schlapp macht, brüllt der Zugführer: „Klag nicht, kämpf!“ Markus mag diesen hemdsärmeligen Drill. „Bundeswehr ist Halli-Galli und rumballern“, fasst er heute zusammen.



Rein. Adrian P. sieht den Einsatz als Verpflichtung und Chance

Er schmiert sich bei Übungen Tarnschminke auf die Wangen und schiebt bei Wind und Wetter Wachdienste an Schlagbäumen.

Für Adrian P. war die Bundeswehr wie eine Verheißung auf ein besseres Leben. Er hat davor eine Lehre gemacht zum Karosserie- und Fahrzeugbauer. Der Job machte ihm wenig Spaß. Nach der Musterung vor zweieinhalb Jahren bewirbt er sich gleich für zwölf Jahre, bekommt aber nur acht. Er ist etwas enttäuscht, dass er nur die Tauglichkeitsstufe zwei, kurz T2, erreicht, weil er O-Beine hat. „Die Bundeswehr ist meine Chance. Hier kann ich was werden“, sagt er. Es sei ein sicherer Arbeitsplatz, den er jetzt habe. Und als er das erste Mal schießen durfte und die Waffen sah, machte er Augen wie ein Kind am Zuckerwattestand.

Mit fünf Jahren zog er mit seinen Eltern und der älteren Schwester von Polen nach Braunschweig. Die ersten Jahre sind hart für die Familie. Der Vater arbeitet als Elektriker und Kraftfahrer. Viel Geld ist nicht da. Aber sie halten zusammen. Heute sind sie angekommen, haben den deutschen Pass und eine neue Existenz. Spielt Deutschland beim Fußball gegen Polen wie bei der WM 2006, dann weiß Adrian nicht, für welches Team er lauter schreien soll. Er selbst kickte in der Jugend von Eintracht Braunschweig. Und heute beim Bund spielt er regelmäßig mit Kameraden. Manchmal organisiert die Soldaten-Betreuung Turniere, bei denen Mannschaften aller KFOR-Nationen gegeneinander antreten.

Markus F. beginnt seine Berufsausbildung beim Bund: 21 Monate mit dem Ziel, Systemadministrator zu werden. Computer haben ihn immer interessiert, nächtlanges Counterstrike-Zocken inklusive. Virtueller hat ihm das Ballern immer Spaß gemacht. Markus lernt jetzt Programmieren. Das ist auch ein bisschen wie Schießen, ein kleiner Treffer kann das ganze System lahmlegen. Markus beendet seine Lehrzeit Mitte 2007 mit der IHK-Prüfung. Die Bundeswehr hat alles gezahlt, rund 20.000 Euro.

Wenn der 22-Jährige vom Bund erzählt, benutzt er auffällig oft das Wort „Spaß“. Er findet sowieso allerhand Spaßig. Auf seinem Internet-Profil bei StudiVZ ist er unter anderem in den Gruppen ‚Wer später kommt, hat länger Sex!‘, ‚Du siehst aus als könnte ich einen Drink vertragen‘ und ‚Innere Werte kann man nicht ficken‘. Bei der Bundeswehr ist Spaß für Markus eine Trias aus gemeinsamem Picheln, Waffenkunde und Wald- und Wiesenspielchen.

„Aber irgendwann wurde es mir zu viel Spaß“, sagt Markus rückblickend, „mir fehlte etwas, das mich weiterbringt.“ Die IT-Ausbildung findet er plötzlich öde und ist froh, als sie vorbei ist. Den Soldaten wird mitgeteilt, dass ihr Bataillon in den Auslandseinsatz fahren werde – in das Kosovo. Markus gräbt sich ein Unwohlsein in den Magen. Er denkt,

dass er jetzt zum Erwachsenen gereift ist, zu dem die ganz großen Abenteuer nicht mehr passen. Manche Kameraden fühlen ihm gleich, das Gros aber macht sich lustig. Zweifler sind in jeder Armee die Aussätzigen. Markus will kein Kämpfer mehr sein.

Das ist im Sommer 2008. Kurz vor seinem Dienstantritt hatte er Angie getroffen, die beiden werden ein Paar. Sie lernen schnell das Gesicht kennen, das Wochenendpartner aufsetzen, wenn sie sich Sonntagabend an der Zugtüre küssen. Sie entfremden, bevor sie je echte Innigkeit erreichen. Immer öfter macht Markus einen Versuch zu scherzen, Angie einen Versuch zu lachen. Und sie sehen sich danach an, und es sind Blicke von zwei jungen Menschen, die wissen, dass schon lange der Wurm drin ist. Als sie sich trennen, gibt Markus dem Bund die Schuld. Er hat genug. Angie will er zurück und die Angst vor dem Auslandseinsatz loswerden. Das ist die Zeit, in der er Begriffe wie „Ausrüstung“ googelt und so an Peter Zickenrott gerät.

Peter Zickenrott: Glatze, fleischige Nase, wuchtige Statur, dazu Karo-Hemd und Bluejeans. Er ist der selbsternannte Coach für Simulanten und Drückeberger. Seit 19 Jahren berät er junge Männer zur Ausrüstung und garantiert: „Ich kriege jeden raus.“

Der 47-Jährige, wohnhaft in Waldshut an der Schweizer Grenze, ist Autor des „Anti-Wehrdienst-Report“, den er für 280 Euro im Paket mit telefonischer Beratung anbietet. Zickenrott rät dazu, „ausrüstungsfähige Krankheiten an sich selbst zu entdecken“. So sei doch jede Psyche irgendwie krank. „Übertreiben kann einem ja schließlich keiner verbieten“, heißt es weiter in seinem Machwerk. Ob Sessucht, Borderline-Syndrom oder Depression – Zickenrott rühmt sich, Tausende erfolgreich beraten zu haben, Wehrdienstler wie Zeitsoldaten.

Mit seinem ewigen Kampf gegen die Bundeswehr hat er es zu einem leidlichen Wohlstand gebracht, einschließlich Zweitwohnsitz auf Mallorca und einem Sportflitzer. Ständig brummt sein Handy wie eine Hummel. Und wieder ist ein Zeitsoldat dran. Eigentlich müsste Zickenrott den Taliban eine Gewinnbeteiligung gewähren.

Adrian P. würde nie solch ketzerisches Wortgut googeln. Das Internet nutzt er, um mit seiner Familie Kontakt zu halten, er skypet mit ihnen. „Ich vermisse sie schon“, bekennt er. Wenn es ganz schlimm ist, schaut er sich ein Fotoalbum an, das seine Schwester ihm gebastelt hat. Darin sind Bilder von der Familie geklebt und Sprüche mit dickem grünen Filzstift geschrieben. „Bleib wie du bist“, steht darin. Es ist Adrians Allzweckwaffe gegen Heimweh. Zweimal die Woche ruft er kurz an. Natürlich mache seine Mutter sich Sorgen, sagt Adrian, aber das Kosovo sei ja nicht wirklich gefährlich. Auch er nimmt das Wort „Spaß“ gerne in den Mund, wenn er über seine Arbeit spricht.

Er war immer ein Mustersoldat. Bei der Grundausbildung gewinnt er die goldene Schützenschnur, weil er beim Schießen mit dem Maschinengewehr, dem Sturmgewehr und der Pistole perfekt trifft. Er freut sich schon jetzt darauf, dass er im Mai eine Einsatzmedaille verliehen bekommt. Er nimmt die Auszeichnungen hin wie Ritterschläge. Beim Sport ist er sowieso einer von den Besten: Laufen, Fußball, Fitness.

„Und ich bin froh, dass ich keine Freundin habe“, sagt Adrian. Beziehung und Auslandseinsatz vertrügen sich nun mal schlecht. Er kennt Kameraden, die aus dem Einsatz zurückkamen und der Schlüssel passte nicht mehr ins Wohnungsschloss. Schmerzhaft Trennungen und geschmähte Liebe gehören zum Soldatenleben wie Helm und Schutzweste. „Dann muss eben die Selbstbefriedigung herhalten“, sagt der deutsche Presseoffizier in Prizren, Major Kai Gudeno, dazu trocken. Was Adrian am Einsatz gefällt? „Ich kann hier ein anderes Land und seine Kultur kennen lernen.“ Ihn interessiert es, wie die Kosovaren leben. Da er aber als Pionier den Feldlagerbetrieb aufrecht erhält, kommt er nicht oft raus. Patrouillen laufen andere. Zu Adrians Aufgaben gehört es, Zelte auf- und abzubauen, die Warmluftzeuger zu warten und die sanitären Anlagen in Stand zu halten. Pro Tag bekommt er für seine Arbeit eine Auslandszulage von 66 Euro bezahlt. „In der Summe ist das eine Menge Geld für einen jungen Mann.“

Markus versucht, das System Zickenrott anzuwenden: Alarm schlagen, simulieren, krank ausscheiden. Er geht als erstes zum Truppenarzt und klagt, er schlafe schlecht, leide an Konzentrationsstörungen und sei oft traurig. Mit Verdacht auf eine Depression kommt er ins Bundeswehrkrankenhaus in Ulm, auf die Station FU 6, die Psychiatrie. Sein Plan scheint zu verfangen. Die Therapeuten fragen ihn: Warum denken Sie, dass es Ihnen schlecht geht? Grübeln Sie oft? Was löst Ihre negativen Gedanken aus? Die Medikamente, die Markus bekommt, spült er im Klo herunter. Er malt mit wirklich Kranken und Traumatisierten Seidentücher an und feilt an Specksteinen. Acht Wochen bleibt er auf Station. Die Ärzte glauben ihm nicht. Aber weiter will er nicht gehen, einen Selbstmord anzudrohen, so wie Zickenrott es rät, wagt er nicht. Markus wird schließlich aus der Klinik entlassen.

Dann entdeckt er seinen Pazifismus: Er will jetzt den Kriegsdienst verweigern. Dieses Recht ist jedem Soldaten im Grundgesetz garantiert. An seinen Vorgesetzten, den Hauptfeldwebel der Kompanie, schreibt er Sätze wie „Ich könnte nie auf Menschen schießen“ und „Leben ist das höchste Gut“, in Zickenrotts Standardwerk steht die Anleitung. Es gibt Kameraden, die ihn verlachen, auch der vorgesetzte Spieß beäugt ihn misstrauisch. Im September letzten Jahres wird er aus dem Dienst entlassen, sechs Wochen hat die Bundeswehr für die Prüfung seines Antrages gebraucht. Rückblickend wäre al-

Peter Zickenrott, Image ist alles, dazu gehört auch sein grelles und werbeträchtiges Funnmobil



Schnuffel, ich war hier!

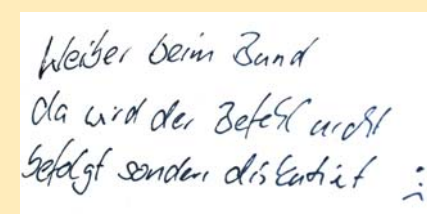
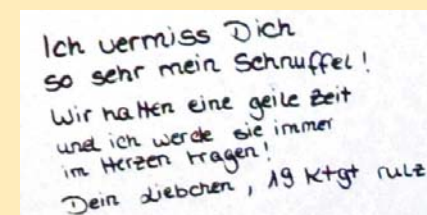
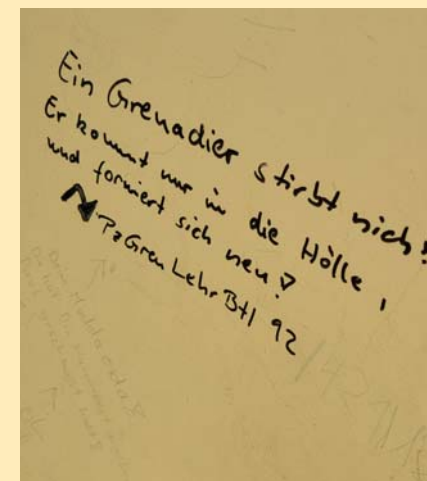
Literarisch ist es wirklich nicht, was deutsche Soldaten auf den Toiletten im Einsatzgebiet hinterlassen. Aber so mehrschichtig, wie sich die Pamphlete, Grüße und Zeichnungen an den Innenwänden der Sanitärcontainer überlagern, so sehr erzählen sie aus dem Alltagsleben im Feldlager.

Ein Haken an der Wand, gezogen mit grünem Edding, beendet den Auslandseinsatz eines deutschen Soldaten aus dem 21. Einsatzkontingent im Kosovo. Vor dem Pissoir stehend erfährt man, dass er offenbar Sanitäter ist und am 10. Januar 2008 den „Abflug“ gemacht hat. Knapp darunter ist zu erahnen, wohin es für den jungen Kameraden nach Hause ging: Nürnberg 1.077 km, Berlin 1.679 km oder Naumburg a. d. Saale 1.642 km. Die Heimat ist im kosovarischen Klo für einige immer auf Augenhöhe.

Bis unter die Decke überlappen sich die Sprüche und Zeichnungen in dem weißen Container hinter der „SanShineBar“, wo die Soldaten im Feldlager Prizren viele ihrer Abende zwischen Patrouille und „Fetenhits“-Party verbringen. Im Gegensatz zu den marmorfarbenen gekachelten Toiletten des Stabsgebäudes sieht es hinter der Bretterbude mit Biergarten eher aus wie in einem Toilettenwagen, der auch auf dem Schützenfest im sauerländischen Altenvalbert stehen könnte. Die pfirsichfarbenen angehauchte Raufasertapete lässt mit ihren Rissen auf eine längere Dienstzeit schließen. An einigen Stellen ist sie so weit abgeblättert, dass darunter die nackte Wand durchschimmert, auf der schon frühere Soldaten nächtlich philosophiert haben.

„Das ist ein Ventil für viele Soldaten“, sagt Klaus Barre, der Leitende Klinische Psychologe am Bundeswehrkrankenhaus in Hamburg, über ein Phänomen, dass sich oft in und an öffentlichen Räumen findet – auch außerhalb der Bundeswehr. Diese Art der Kommunikation erreiche mehrere Ziele, findet Barre: Der Soldat hat sich geäußert, ist seinen Frust, seine Sorgen losgeworden. Besonders Männer könnten sich so in der Öffentlichkeit mitteilen, was sie sonst nicht tun würden. „Die Kommunikation verläuft anonym und ist nicht konfrontativ mit Folgen für den Schreiber.“

Eindrücklich beschreiben die Herren auf der Innenseite der Kabinentüren im Feldlager in Prizren, wer denn die größte „Schlampe“ im Lager und dass Mutter sowieso die Beste sei, wozu sich zur Bekräftigung ein Dialog über die gesamte Türbreite erschließt. „Was fehlt den Soldaten im Ausland?“, fragt Barre. „Das sind Frauen und Sex und Heimat als Ort der Reduzierung der Angst.“ Da wird der geliebte Fußballverein schnell zu einer konstanten Identifikation mit zuhause, was sich bei den Herren in



Höflichkeit der Frauen ist erdrückend. „Frauen äußern sich nicht so direkt wie Männer, vor allem was sexuelle oder gewalttätige Anspielungen betrifft“, sagt Diplom-Psychologe Barre. Sie würden anders mit dem Druck eines Auslandseinsatzes umgehen. Bulgaren und Österreicher schreiben in Prizren gar nichts. Dafür haben sich einige Männer in den weiblichen Hoheitsraum geschlichen und ihre Liebesgrüße hinterlassen mit Herzchen für „Schnuffel“ und „Janamaus“. Mit krakeliger oder schnörkelloser Männerhandschrift.

Insbesondere hinter den Betreuungseinrichtungen, wo die Hemmschwelle zu den Aussagen mit jedem Bier sinkt, wird ausufernd über Ranghöhere, die „Pisser vom Stab“ und vorgesetzte Offiziere („diese Art von Affen haben wir uns selbst erschaffen“), hergezogen. Die Partytoilette wird zu einer öffentlichen Leinwand umgedeutet, die jeder früher oder später sieht. Die Nennung von Namen ist dabei unerheblich, weil die zugehörigen Zeichnungen und Karikaturen äußerst detailgetreu wirken. Für einen Major eines vorangegangenen Kontingents nahmen die Aussagen scheinbar überhand – per laminiertes Sanitärordnung verfügte er, dass das Bemalen der Toilettenwände zu unterlassen sei. Die Datumsunterschriften vieler Textchen lassen auf eine klare „Befehlsverweigerung“ schließen.

Die Innenwand der Container hinter den Kneipen lässt Rückschlüsse zu auf das Innenleben der Soldaten im Kosovo. „Jungs spielen Fußball – Männer machen Kampfsport“ – „Weiber beim Bund – da wird der Befehl nicht befolgt, sondern diskutiert“ – „Sch... Kosovo“ – „Frag die Alten, frag die Greise, deutsche Jäger töten leise“ – und zahlreiche Abkürzungen von Truppengattungen und Sticheleien auf andere Teilstreitkräfte mischen sich hier mit dem warmen Geruch abgestandener Urins. Natürlich sei dies ein sehr kindlicher Umgang mit Problemen, sagt der Hamburger Psychologe Barre. „Aber die Phrasen machen eines deutlich: Es ist ein verklausulierter Umgang mit Druck und auch Angst.“

Etwas versteckt, nur knapp über der Papierhalterung einer Kabine neben der „Milenniumbar“, hat einer der Campbewohner „mal etwas produktives“ gefordert und eine Pro- und Kontra-Liste des KFOR-Einsatzes angefangen. Nur wenige Punkte stehen in roter, blauer und schwarzer Schrift untereinander, bis irgendwann jemand mit amerikanischen Waffennarreteilen die Weiterführung der Liste und einen ernsthafteren Einblick in das Soldatenleben im Kosovo verhindert hat. Pro: Geld, Geld, Erfahrung (!), Sex. Kontra: Kein Sex, Deine Alte trennt sich von Dir, Hartz IV-Einsatz, keine wirklichen Aufträge. Für diese Kommentare mussten sich die Soldaten sogar extra hinsetzen.



Adrian P. würde auch nach Afghanistan gehen

lerdings Krankheit die gewiefte Lösung gewesen, denn so Ausgemusterte kassieren die volle Abfindung. Markus dagegen bekommt nichts und wird die Kosten für seine Ausbildung zurückzahlen müssen.

Dr. Peter Zimmermann, ein semmelblonder Hüne, Oberfeldarzt und Psychiater am Bundeswehrkrankenhaus Berlin, kennt das Problem mit den Drückebergern. Angefangen habe es mit den Einsätzen in Somalia und Kambodscha Anfang der 90er. „Die Pfiffigen kommen durch“, sagt er. Die anderen überführe er mit Hilfe von ausgefeilten Fragebögen. Simulanten neigten dazu, in ihren Antworten zu übertreiben.

Laut Statistik scheiden jedes Jahr bis zu 2.500 Soldaten aus gesundheitlichen Gründen aus der Bundeswehr aus, 60 Prozent davon aufgrund von psychischen Problemen. „Fünf bis zehn Prozent dieser Gruppe sind Simulanten“, schätzt Zimmermann.

Adrian P. ginge auch nach Afghanistan, wenn es von ihm verlangt würde. Der Marschbefehl ist schließlich kein Bittbrief. „Dort hätte ich bestimmt auch Angst, aber damit muss man fertig werden.“ Zur Not würde er auch auf Menschen schießen, „wenn das nötig sein sollte“.

Manchmal ärgert er sich über Kameraden. Zum Beispiel, wenn sie sich nicht an die Zwei-Bier-Regel halten. Mehr darf ein Soldat im Einsatz pro Tag nicht trinken, um die ständige Bereitschaft zu gewährleisten. Doch kontrolliert wird das nicht immer und so sieht man auch mal einen Kameraden durch die „SanShineBar“ schwanken, einem abendlichen Treffpunkt im Lager. „Ich trinke nie mehr als zwei Dosen“, sagt Adrian und macht dabei ein ernstes Gesicht. Zu Hause, ja da sei er ein Partygänger, er wurde sogar mal norddeutscher HipHop-Meister im Tanzen. „Aber hier passt das nicht hin. Hier musst du diszipliniert sein.“ Er ist ein ehrgeiziger und auch etwas eitler Soldat. Weil die deutschen Barette schnell ausleiern, hat er

sich ein Kommandobarett aus straffem Stoff im Nato-Shop gekauft. Am liebsten möchte er Berufssoldat werden und bis zur Rente beim Bund bleiben. Gordon, mit dem sich Adrian den Container teilt, ist ein echter Freund geworden. „Die Kameradschaft ist hier wirklich enorm“, sagt er. Samstags schauen alle zusammen Bundesliga, Adrians Lieblingsverein ist Borussia Dortmund, und Sonntagnachmittag, wenn viele Kameraden frei haben im Camp, spielen sie Pool-Billard und Kicker.

Dass andere Kameraden kneifen und sich vor dem Einsatz drücken, treibt Adrian eine finstere Miene ins Gesicht. Mehr als ein „Das muss jeder selbst entscheiden“, will er

aber nicht dazu sagen. Doch später im Gespräch fügt er an: „Man muss doch wissen, für was man da unterschrieben hat.“

Dicke Wolken hängen am Himmel wie geballte Fäuste. Markus F., letzter Dienstgrad Stabsunteroffizier, ist froh, dass er raus ist. Er steht vor dem Landgasthof. Ihn macht seine Drückeberger-Geschichte ein wenig stolz. Er feixt dabei wie ein Straßenfußballer nach einem gelungenen Hackentrick. Er wäre nicht ausgerückt, weder ins Kosovo noch nach Afghanistan, und höhnt vor sich hin: „Dankbar bin ich der Bundeswehr für gar nichts.“ Dann geht er heim. Morgen hat er ein Vorstellungsgespräch. Mit dem Spaß ist es jetzt vorbei.



Markus F. will sich einen zivilen Beruf suchen

Gemeinsam im Einsatz

Chancen und Grenzen der multinationalen Kooperation



Deutsche und türkische Soldaten laufen in Prizren gemeinsam Patrouille. Sie reden in Englisch über ihre Eindrücke der letzten Tage, sprechen über die kommenden Einsatzübungen, zu denen auch die Amerikaner aus Prishtina hinzustoßen werden. Während sie am Straßenrand stehen und auf ihre französischen Kollegen warten, die die Mittagspause ein wenig verlängert haben, tauschen sie sich über die Erfahrungen mit ihrem Schweizer Dienstchef aus. So in etwa stellt man sich als Außenstehender die Zusammenarbeit einer „Multinational Task Force“ vor. Doch die multinationale Wirklichkeit im Kosovo sieht anders aus.



Der multinationale Ansatz spiegelt sich als erstes in der Führungsebene wider. Welche Nation in welchem Teil des Kosovo eingesetzt wird, entscheidet sich in der Nato und der EU. An einem Standort arbeiten dann meist nur noch vier bis fünf Nationen zusammen. Gerade leitet der österreichische General Thomas Starlinger die Multinational Task Force South, zu denen neben den Österreichern, Schweizern, Türken und Bulgaren auch die Deutschen mit dem größten Gruppenkontingent gehören – 2.200 Mann. Starlinger unterstehen direkt der Kommandeur des deutschen Einsatzkontingents, General Harald Fugger, und der Chef des Stabes International, der türkische Kolonel Yahya Bacak. „Ob man erfolgreich mit einer Nation auf internationaler Ebene kooperiert, liegt weniger an der Nation als an der Person, mit der man es zu tun hat“, sagt General Starlinger. Er ist mit der derzeitigen Zusammenarbeit im Kosovo sehr zufrieden.

Die multinationale Zusammenarbeit ganz oben setzt sich in allen Führungsebenen fort. Der deutsche Kommandeur des Einsatzbataillons, Bernd Richter, hat wöchentlich mit seinen österreichischen, schweizerischen, türkischen und bulgarischen Kollegen zu tun. Gerade übt man gemeinsam, wie man bei Großdemonstrationen im Land reagiert. Dabei geht es zunächst um das Kennenlernen der unterschiedlichen Einsatztaktiken, in den sogenannten „Crowd Riot Control“, bei denen Kosovo Polizei, Eulex und KFOR-Einheiten zusammen agieren. Deutsche Einheiten des Einsatzbataillons fahren hierfür zu Übungen der türkischen Soldaten südlich von Prizren, aber auch nach Prishtina, um die Herangehensweise der Amerikaner und Italiener in Großdemonstrationen zu verstehen. Es geht um den militärischen Austausch für alle Seiten, darum, gewappnet zu sein für den Ernstfall. Dann muss nämlich nationenübergreifend gearbeitet werden. Gemeinsame

Im KFOR-Lager Prizren arbeiten fünf Nationen zusammen (alle Fotos)



Truppenübungen können individuell arrangiert werden. „Wenn ich mit den Österreichern trainieren möchte, greife ich zum Telefonhörer und rufe einfach meinen österreichischen Kollegen an“, sagt Richter und wirft ein: „Natürlich arbeiten wir etwas mehr mit den Österreichern und Schweizern zusammen, das ist aber vor allem sprachlich bedingt.“

Doch es gibt auch militärische Kooperationen mit den türkischen und bulgarischen Einheiten. Ein Beispiel ist die multinationale Feldjägerkompanie. Diese besteht aus Österreichern, Deutschen, Türken und Schweizern. Gemeinsam agieren sie als militärische Polizei vor Ort, machen Geschwindigkeitskontrollen, haben Kontakt zur kosovarischen Polizei und helfen durch ihre Erfahrungen bei Großdemonstrationen.

Daneben gibt es den zivil-militärischen Bereich (CIMIC). „Wichtig ist die multinationale Pionierkompanie, in der bulgarische Soldaten zusammen mit deutschen und türkischen Kräften die zivil-militärische Zusammenarbeit sichern“, sagt Oberstleutnant Christian Meining*. „Die österreichischen und schweizerischen Kräfte unterstützen je nach Bedarf mit Einsatzmaterial die Pionierkompanie. So können Straßenbauprojekte, von denen sowohl die KFOR als auch die Zivilbevölkerung profitieren, erfolgreich umgesetzt werden.“

Einer der Soldaten, der in der Pionierkompanie täglich mit dem multinationalen Engagement der KFOR zu tun hat, ist Olur Karaman*. Der türkische Wehrdienstleistende ist in Bamberg geboren und aufgewachsen – erst mit 34 Jahren ging er zurück in die Türkei. Seine fließenden Deutsch- und Türkischkenntnisse helfen ihm heute auch, bei Verständnisschwierigkeiten zwischen den Nationen zu vermitteln. „Natürlich macht es die Sache einfacher, wenn man die Sprache spricht und die Mentalität derer kennt, mit denen man zusammenarbeitet“, sagt Olur. „Aber auch meine Kollegen finden die Zusammenarbeit im Team super.“ Jede der Nationen bringe das ein, was sie am besten könne. „Wir Türken organisieren die Straßenbaumaschinen, die Deutschen haben die kreativen Lösungskonzepte.“ Im Team sei jeder integriert. In der multinationalen Pionierkompanie wird fast nur Englisch gespro-

chen. Doch immer wieder gibt es Soldaten, die so gut wie kein Englisch beherrschen, denn auch in Deutschland werden die Soldaten erst ab der Feldwebellaufbahn in Englisch unterrichtet. Spricht ein Soldat kein Englisch, müssen eben die Kameraden einspringen, als Übersetzer im Alltag. „Natürlich ist das leichter in technischen Aufgabebereichen, welche die Pionierkompanie übernimmt, als in rein militärischen“, meint Oberstleutnant Meining. Die Sprache stelle eine der Grenzen der multinationalen Zusammenarbeit im Einsatzgebiet dar. Sie ist ein Grund, weshalb die Züge, bestehend aus 15 bis 20 Soldaten, nicht mit Soldaten verschiedener Nationen gemischt werden.

Im sogenannten „Casino“, einem kleinen Stützpunkt der KFOR Task Force South in der Stadtmitte von Prizren, ist so ein Zug der deutschen Kompanie des Einsatzbataillons untergebracht. Von hier aus starten mehrere Patrouillen täglich. Welche Nation in welchem Stadtteil von Prizren patrouilliert, ist strikt geregelt und getrennt. Ein Konvoi mit drei türkischen Soldaten steht am Straßenrand und unterhält sich mit einem Einheimischen, als eine Gruppe deutscher Soldaten auf ihrer Fußpatrouille an ihnen vorbei läuft. Kurz nickt der Truppenführer dem Kollegen zu. Ohne den Schritt zu verlangsamen oder ein Wort miteinander zu wechseln. „Jeder türkische oder österreichische Soldat, der sich in unseren Patrouillengebieten aufhält, muss sich beim Stabskommandeur anmelden“, erklärt der deutsche Gruppenführer. „Wenn wir hier eine Einheit türkischer Soldaten treffen, haben wir mit deren Auftrag nichts zu tun.“

Soldaten unterschiedlicher Nationen gemeinsam patrouillieren zu lassen ist nicht nur wegen der Sprache schwierig. „Die Ausbildung der Soldaten und die Art und Weise, wie zum Beispiel bei Notfällen gehandelt wird, ist oft so unterschiedlich, dass es keinen Sinn macht, die Einheiten in den Zügen oder Kompanien zu mischen“, meint Christian Meining. Hinzu kommen die Unterschiede in der Führungsphilosophie. Während die deutschen Soldaten nach Auftrags-taktik arbeiten, herrscht bei den Türken die Befehlstaktik. Das heißt, deutsche Soldaten können die Art und Weise, wie sie ihr Ziel erreichen möchten, selbst bestimmen. Die türkischen Kollegen hingegen bekommen von

ihrem Vorgesetzten jeden Schritt vorgegeben. Das schafft auch Unterschiede im militärischen Denken. Um die Unterschiedlichkeiten nicht einreißen zu lassen, wird in Weiterbildungen und gemeinsamen Übungen das Verständnis von den verschiedenen militärischen Strategien und Konzepten geübt. In Zukunft werde die Ausbildung in noch engerer Kooperation stattfinden, denn „die fachliche Ebene der multinationalen Zusammenarbeit ist sehr bereichernd“, sagt Oberstleutnant Meining. Er könne sich durchaus vorstellen, „noch enger mit den ausländischen Kollegen zusammenzuarbeiten“.

Wie auf der fachlichen Ebene hat das Leben der Soldaten auch nach Dienstschluss einige multinationale Berührungspunkte. Deutsche Soldaten sind im Süden des Kosovo in Feldlagern gemeinsam mit türkischen, österreichischen, schweizerischen oder bulgarischen Soldaten untergebracht – je nachdem, wo sich das Feldlager befindet. Dort begegnen sie sich natürlich auch in der Freizeit, abends feiern sie dann zusammen. „Mit wem ich weggehe, spielt für mich überhaupt keine Rolle“, sagt ein österreichischer Gefreiter, der im Kreis von Deutschen und Österreichern in der „SanShineBar“ sein Feierabendbier trinkt. Und auch die türkischen Soldaten fühlen sich im Feldlager in Prizren integriert. „Konflikte, die es vielleicht in Deutschland gibt, spielen hier keine Rolle. Alle sind schließlich mit demselben Auftrag hier“, sagt Olur Karaman.

Die Fahrten, Sportprogramme und Kulturveranstaltungen stehen Soldaten aller Nationen offen, fast immer sind bulgarische und türkische Kameraden dabei – selbst wenn es nur zum Shoppen nach Prishtina geht. „Falls die Soldaten kein Deutsch sprechen, nehmen wir einen Sprachmittler mit oder lassen die Veranstaltung auf Englisch laufen“, sagt Hauptmann Sven S., der im deutschen Kontingent für die Truppenbetreuung zuständig ist.

Auf dem Sportplatz sind eh alle gleich. Alle vier Monate wird ein multinationales Fußballturnier gespielt. Bei diesem kämpfen nicht nur die Nationen gegeneinander um den Pokal, sondern auch die „Allstars“, ein Team bestehend aus den besten Spielern der Länder – auch das ein Zeichen der multinationalen Zusammenarbeit.

*Name geändert

Wie gefährlich ist das Kosovo für deutsche Soldaten?

Weder Afghanistan noch Kindergarten

Wenn du sehen willst, was wirklich abgeht, dann musste nach Afghanistan“, sagt der Soldat, der für heute Feierabend hat. Er erzählt von Raketeneinschlägen, von Bombenanschlägen, von verletzten Deutschen. Der Bundeswehreinsatz im Kosovo? „Ist doch Kindergarten hier“, sagt der Soldat – ironisch meint er das nicht.

Die Lage im Kosovo ist zehn Jahre nach den Nato-Bomben ruhig. Selbst nach der einseitigen Erklärung der Unabhängigkeit von Serbien im Februar 2008 gab es kein größeres Aufflammen der Gewalt mehr. Nur im Norden, im Grenzgebiet zu Serbien, kommt es hin und wieder zu Zwischenfällen. „Letzte Woche wurde dort eine KFOR-Patrouille beschossen“, erzählt der Soldat. „Aber hier im Süden ist es fast wie in Deutschland.“

Täglich patrouilliert die Bundeswehr durch Prizren und Umgebung, kann dafür nicht-gepanzerter Militärfahrzeuge verwenden und sich zu Fuß frei bewegen. Helm und Schutzweste müssen nur noch im Auto mitgenommen, aber nicht mehr getragen werden. Die Sicherheitslage gibt es her. Inzwischen muss KFOR bei Zwischenfällen erst dann für Ruhe und Ordnung sorgen, wenn die kosovarische Polizei und die EU-Rechtsstaatsmission Eulex der Lage nicht Herr werden.

Trotz allem wird Oberstleutnant Christoph A., dessen Stabsabteilung in Prizren die militärische Sicherheit im südlichen Kosovo beobachtet, nicht überschwänglich: „Harmlos würde ich die Situation noch nicht nennen“, sagt er. Ohne die Militärpräsenz wäre es nicht so ruhig. Und es blieben „passive“ Bedrohungen: Wenn Familienclans und Verbrecherbanden sich bekämpfen, könnten Soldaten in die Schusslinie geraten. Wenn der Regen Blindgänger oder Munition ans Tageslicht spült, besteht für die Patrouillen Gefahr. „Und es dürfte kaum ein Haus geben, in dem keine Schusswaffe rumliegt“, sagt Christoph A. nüchtern. Nicht zu vergessen, dass die Bundeswehr auch im gefährlicheren Norden den KFOR-Verbündeten aushelfen muss.

Um Gefahren zu erkennen, greift das Militär vor allem auf ein Aufklärungsmittel zurück: das Gespräch. Die Soldaten suchen den Kontakt zur Bevölkerung, um über Unzufriedenheit oder Gerüchte im Bilde zu sein. Auch auf Gerüchte im Feldlager wird

geachtet – „hier sind schließlich 2000 Augen- und Ohrenpaare, die sehen und hören können“, sagt Christoph A. Sollten diese nicht ausreichen, hat die Bundeswehr einige technische Finessen zur Verfügung – über

die Stillschweigen bewahrt wird. Nur soviel verrät der Oberstleutnant: „Alles, was in den Bereich James Bond fallen würde, überlassen wir den Nachrichtendiensten.“

Für Soldaten, die Afghanistan miterlebt haben, mag sich das Kosovo wie „Kindergarten“ anfühlen – doch es gibt auch andere. Ein junger Soldat, der in Prizren seinen ersten Auslandeinsatz hat, gibt zu, dass er „viel mehr gefährliche Situationen erwartet hätte“. Doch wenn er nachts auf Patrouille von angetrunkenen Jugendlichen angerempelt, beschimpft oder ausgelacht wird, sei das schon unheimlich. „Wir haben schließlich scharfe Munition geladen“, sagt der 22-Jährige. „Und man weiß ja nie, ob es im Kosovo nicht bald wieder kracht.“

Die Gefahrenlage erlaubt es den Soldaten, ihre schweren Westen und Helme abzulegen





Durchschlagskraft



Die Kiste mit den Vorschriften

Ist im Einsatzland die größte Gefahr gebannt, die Lage stabil, dann kommt die „Kiste mit den Vorschriften“. Mit ihr reist das Bundesamt für Wehrverwaltung (BafWv) an und übernimmt das Kommando über Duschköpfe, Straßenlaternen und Dienstcomputer. Deutsches Recht trennt nämlich strikt die Soldaten von denen, die sie verwalten. „Während anfangs die Vorgänge noch zweckdienlich sind, entstehen so aufgeblähte Stäbe“, sagt Versorgungsoffizier Kai Flandern*. „Für jeden Spatzenschiss braucht es dann drei Durchschläge und eine Aktennotiz.“

Matratzenmisere

Durchgelegen waren die Matratzen im Feldlager Prizren nach fast zehn Jahren im Einsatz, und verschmutzt. Ersatz für die rund 1.000 Betauflagen in der Containerstadt war schnell gefunden: Im Lager für Liegenschaftsverbrauchsmaterial stapelten sich direkt vor Ort schon neue. Alte Matratzen raus, Lager auf, neue Matratze rein – weit gefehlt: Dieses Lager gehört zur eigenen Verwaltung des Camps, die Wohncontainer sind direkt dem Bundesamt für Wehrverwaltung unterstellt. Nach zehn Wochen Hin und Her zwischen Bonn und Prizren war es dann soweit: Per logistischer Einzelweisung wurde der Bettenwechsel erlaubt.

Spießbrutenlauf

Muss ein bestimmtes Ersatzteil her, das mehr kostet als 2.000 Euro, wird ein Antrag gestellt. Dieser durchläuft schon im Feldlager Prizren drei Verwaltungsebenen: Vom Stab des zuständigen Organisationsbereichs wird er zum nationalen Stab und von dort zum multinationalen weitergereicht. Es kann so allein fünf Tage dauern, bis das Pa-

pier Deutschland erreicht – wo über den Antrag dann entschieden werden kann. Muss zum Beispiel ein Dach ausgebessert werden oder eine Straße neu geteert, wird dieser Auftrag nach seiner Reise nach Berlin erst einmal ausgeschrieben – europaweit.

Erbsenzähler

Für die Bundeswehr gibt es mehr als 6.000 Regelwerke – das sind allerdings nur die Zentralen Dienstvorschriften (ZDv). Würden alle Vorschriften einmal ausgedruckt, wären diese Aktenberge schwerer als 40 Tonnen.

Deutsche Sauberkeit

Deutsches Recht folgt deutschem Heer“, so ein Grundsatz der Wehrverwaltung. Daher finden sich auch vor jedem Containerblock im Feldlager Prizren grüne Tonnen, ordentlich in Reih und Glied, für Dosen, Zeitungen, Plastikflaschen. Angesichts der Unmengen an Müll, die vor den Lagertoren Straßenränder säumen und Bachläufe füllen, wirken sie fast fundamentalistisch. Was mit dem Inhalt der Recycling-Tonnen nach der Abholung durch einen einheimischen Unternehmer geschieht, ist unklar. Feldweibel Stefan Kohl* ist optimistisch: „Die Kosovaren lernen langsam, dass man damit auch richtig Geld machen kann.“

Rückflug

Seit dem Jahr 2000 wurde viel Material in das Kosovo geschickt, in mehr als 4.000 Containern, die inzwischen oft in anderer Benutzung und über alle Feldlager verstreut sind. Jetzt wird langsam begonnen, nicht länger benötigtes Gerät zurückzuschicken. Weil er das Material nicht in exakt dieselben Container packte, in denen es damals in Prizren angekommen war, wurde Leutnant Kai

Flandern aufgefordert, in Text und Bild diesen Umstand zu belegen. Zwölf Mal ging der Schriftwechsel schon hin und her. „Das geschieht nicht, um ein Ergebnis zu erzielen“, so Flandern. „sondern allein um des Papiers willen.“ Das Hauptproblem sei, dass es eine Einsatz- und eine Friedensarmee gebe, Personenaustausch finde da kaum statt. „Denen in der Verwaltung fehlt es einfach an Vorstellungsvermögen, was wir hier im Einsatz brauchen“, sagt der Versorgungsoffizier.

Auf verlassenem Posten

Direkt am eigenen Leib hat ein Trupp der Bundeswehr in Afghanistan die Bürokratie zu spüren bekommen: Auf einem Vorposten des deutschen Feldlagers hielt er Ausschau nach gewaltbereiten Taliban. Als dort im Winter ein kleines Feldlager eingerichtet werden sollte, stellte man allerdings fest: Die für das Errichten solcher Camps zuständigen Pioniere waren bereits zurück in Deutschland und der technische Betriebsdienst der Bundeswehrverwaltung, der sie ersetzte, durfte rechtlich das deutsche Hauptlager nicht verlassen. So schliefen die Späher weiterhin unter freiem Himmel, geschützt nur von ihrem Schlafsack und den Patrouillenfahrzeugen.

Schneller ankommen

Die Bundeswehr ist auch Reisebüro, in dieser Funktion gibt sie sich bisweilen allerdings wenig kundenfreundlich. Als Fernmelder Mario Haller*, stationiert in München, mit seiner Truppe nach Prishtina fliegen sollte, hieß es: „Für dich ist kein Platz mehr, fahr nach Köln und nimm den Flieger von dort.“ Als er viel später als seine Kameraden im Kosovo landete, begrüßten diese ihn mit „Wo kommst du denn jetzt her? Unser Flugzeug war doch halb leer...“

*Name geändert

FM steht für feine Menschen

Die Truppenteile der Bundeswehr pflegen auch im Kosovo ihre Eigenheiten. Nur lustige Traditionen oder eine echte Gefahr für die Zusammenarbeit?

Breit fahren, schmal denken – für wen gilt das? Natürlich für die Panzertruppe. Jeder deutsche Soldat kennt diese gehässige Bemerkung. Über den Spruch kann die ganze Bundeswehr lachen – mit Ausnahme der Panzerleute. Und die sind nicht das einzige Ziel von Spott. Witze über andere Truppenteile gehören zum Alltag in der Bundeswehr, ebenso wie eigene Bräuche und besondere Kleidung.

Ihre Eigenheiten haben die Soldaten mitgebracht in das Kosovo. Dabei sehen im größten deutschen Feldlager in Prizren alle Soldaten gleich aus, jedenfalls auf den ersten Blick. Nichts ist zu erkennen vom hellen Grau des Heeres, vom Dunkelblau der Luftwaffe, von den Matrosenanzügen der Mari-



ne. Denn ihre charakteristischen Dienstanzüge dürfen die Soldaten im Auslandseinsatz nicht tragen. Stattdessen steckt das gesamte Kontingent in braun-grünem Flecktarn.

Aber auf den zweiten Blick sieht man die Unterschiede dennoch. Schon die Schulterklappen zeigen: Die Marine benutzt für den Dienstgrad ihre eigenen Abzeichen, während sich die Luftwaffe nur mit einer Schwinge vom Heer unterscheidet. Ein kleiner, aber wichtiger Unterschied, wie das Heer findet. Bei der Bodentruppe gilt die Luftwaffe nämlich als „eine besondere Art, den Wehrdienst zu verweigern“. Ganz nach dem alten Soldatenspruch: „Das Heer rudert, die Marine navigiert und die Luftwaffe fährt Wasserski.“

Solche Späße kann Truppenpsychologe Markus S. gut verstehen: „Überall, wo es Uniformen gibt, findet man auch ein großes Bestreben, aus dieser Uniformität herauszutreten.“ Mit ihren Besonderheiten wollten die Truppenteile der Bundeswehr eine eigene Identität schaffen – „aber das ist gar nichts Schlimmes, weil es den Zusammenhalt in der jeweiligen Gruppe stärkt“, sagt der Hauptmann. Gefahr drohe nur, wenn aus Witz Ernst würde und Truppenteile sich gegenseitig behinderten. „Deshalb gehört es zur Arbeit der Führung, immer wieder klarzumachen, dass in einer Armee alle Räder ineinander greifen müssen.“

Mitunter fallen Selbst- und Fremdbild aber weit auseinander – zum Beispiel bei den Fallschirmjägern. „Das müssen ja verrückte Leute sein, die ein intaktes Flugzeug verlassen“, scherzen ihre Kameraden. Viele Fallschirmjäger hingegen sehen sich als Elitesoldaten. „Vor allem die jungen unter ihnen halten sich für etwas Besonderes“, kritisiert ein Infanterist. „Manche haben noch nicht einmal zehn Sprünge hinter sich, machen aber schon auf dicke Hose.“

Seit Menschengedenken unbeliebt sind die Feldjäger, wie die Militärpolizisten bei der Bundeswehr offiziell genannt werden. Bei den Soldaten heißen sie Kettenhunde, weil sie im Feldlager den Wachhund spielen. „Wenn wir um Mitternacht eine Party beenden, machen wir uns natürlich keine Freunde, aber es muss einfach sein“, verteidigt sich ein Militärpolizist.

Als besonders vornehm gelten die Aufklärer, die sich früher vor allem aus dem Adel rekrutierten. Manche Sitte hat sich bis heute erhalten. So halten Aufklärer das Bierglas in der linken Hand, damit sie mit der



rechten zum Schwert greifen können – auch wenn das längst nicht mehr zur Bewaffnung gehört. Als besondere Einheit fühlen sich auch die Fernmelder. „Unsere Abkürzung ist FM“, sagt ein Soldat. „Das steht für feine Menschen mit feinen Manieren.“

Der Vizekommandeur der deutschen Truppen im Kosovo, Oberst Matthias Bogusch, vermutet gesunden Stolz hinter den Eigenheiten seiner Soldaten: „Jeder identifiziert sich mit dem Bereich, in dem er groß geworden ist. Und jeder Truppenteil hat eben seine besonderen Stärken.“ Die meisten Witze der Soldaten seien nicht ernster gemeint als die Auseinandersetzungen zwischen Kölnern und Düsseldorfern.

Mitunter verbirgt sich hinter den Rivalitäten aber ein echter Konflikt. Die Infanteristen etwa fühlen sich als harte Truppe – und das schon auf Manöver, wenn sie im Freien schlafen müssen, während sich die Panzerleute in ihren Wagen zurückziehen können. Im Kosovo stellt die Infanterie den größten Teil des Einsatzbataillons, das außerhalb des Feldlagers im Einsatz ist. Viele Infanteristen fühlen sich nicht ausreichend respektiert – und das beginnt schon beim Essen. „Wir haben ein dunkles Zelt mit kleiner Auswahl, während der Rest des Kontingents in einem festen Gebäude gepflegt wird“, beschwert sich ein Soldat aus dem Einsatzbataillon. „Dabei sind wir doch die einzigen, die wirklich bei den Kosovaren vor Ort sind.“

»Kosovo kann Vorbild werden«

Mit einem Masterplan sollen künftig die militärische und zivile Hilfe für das Kosovo koordiniert werden. Entwickelt wurde die Idee im Stab des österreichischen Generals Thomas Starlinger (Foto). Der 46-Jährige kommandiert als Chef der KFOR-Truppe im Südkosovo auch mehr als 2000 Bundeswehr-Soldaten.

Wie erfolgreich ist bislang die Zusammenarbeit von Militär und zivilen Aufbauhelfern im Kosovo?

Starlinger: Man bemerkt zwar den theoretischen Ansatz. Doch in der Praxis bleibt es oft bei Worten. Es fehlt bisher noch an den Taten.

Worum geht es bei Ihrem Bauplan für das Kosovo?

Starlinger: Wir wollen eine gemeinsame Informationsplattform schaffen, auf der alle Akteure wie auf einer Landkarte ihre einzelnen Projekte aufhängen. Dabei merken sie, wo es bereits ein Projekt gibt, wo eine Doppelgleisigkeit entstehen würde oder wo noch weiße Flecken auf der Landkarte sind. Dazu haben wir Werkzeuge integriert, die den „Hausbau Kosovo“ koordinierter und effizienter machen: Strategieentwicklung, statische und dynamische Planung sowie eine Wissensdatenbank.

Wo gibt es derzeit Probleme in der Planung?

Starlinger: Es gibt weiße Flecken in dem Sinne, dass einige Teile des Kosovo, zum Beispiel der Süden, vernachlässigt werden. Dort fehlt es massiv an der Strom- und Wasserversorgung – und kaum jemand kümmert sich darum. Doppelgleisigkeiten entstehen, wenn die Akteure nicht das Gesamtbild im Blick haben. Nehmen wir das Beispiel Krankenhaus. Da kann es sein, dass bereits drei Krankenhäuser mit speziellen Einrichtungen ausgestattet wurden, obwohl man nur ein solches Krankenhaus im gesamten Kosovo bräuchte.

Wie sollen solche Fehler in Ihrem neuen Konzept vermieden werden?

Starlinger: Wir erstellen eine Art Bauplan, der vom Fundament über den Keller, den ersten, zweiten und dritten Stock alle Tätigkeiten auflistet, die man für einen Hausbau braucht. Damit ist es für die einzelnen Akteure leichter, ihre Rolle zu finden und beispielsweise zu erkennen, wo bereits ein Installateur arbeitet, so dass man die Installationen nicht ein zweites Mal einbaut.

Welche Akteure spielen da wie zusammen?

Starlinger: Im Prinzip gibt es drei Hauptakteure. Erstens derjenige, dem das Haus ge-

hört: Das ist die kosovarische Regierung. Dann diejenigen, die am Hausbau beteiligt sind und ihn finanzieren: Das sind vor allem die internationalen Organisationen. Und last but not least die KFOR mit ihrer Verantwortung für die militärische Sicherheit.

Ihr Vorschlag geht weit über die Rolle der KFOR hinaus. Darf das Militär so politisch aktiv sein?

Starlinger: Das Militär muss proaktiv sein, weil unsere Präsenz unmittelbar mit dem Aufbau des Landes und einer entsprechenden Zufriedenheit in der Bevölkerung verbunden ist. Je größer die Gefahr, dass wir zivile Unruhen erleben, desto schwieriger wird es, unsere Truppen zurückzuziehen. Das soll nicht von einem Tag auf den anderen erfolgen, sondern als stufenweiser Abbau.

Die KFOR ist seit rund zehn Jahren im Kosovo. Warum ist man nicht früher auf dieses Konzept gekommen?

Starlinger: Ich tue mich schwer, über die Vergangenheit zu reden. Aber es gibt verschiedene Gründe, warum das Konzept gerade jetzt entsteht. Zum einen ist das Kosovo seit gerade einmal einem Jahr unabhängig und erst durch diesen Schritt sind verschiedene Rahmenbedingungen geschaffen worden. Zum anderen will das Militär jetzt seine Kräfte verringern. Dazu muss man sicher sein, dass es nicht wieder zu Unruhen kommt wie zum Beispiel im Jahr 2004. Und dann kommt hinzu, dass diese Ideen nicht in einem einzigen Kopf entstehen. Es bedurfte der glücklichen Fügung, dass sich verschiedene Leute mit verschiedenem Hintergrund an einem Ort zusammengefunden haben. Das bot die Möglichkeit, eine Art Think Tank zu bilden, die diesen Mechanismus entwickelt hat.

Wer gehört zu diesem Think Tank?

Starlinger: Das sind Experten für die Verbindung von militärischen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen. Dann sind das Leute, die Einsatzerfahrung aus Afghanistan mitbringen. Dort ist die Diskrepanz zwischen dem Verfolgen einer militärischen Linie und der wirtschaftlichen Entwicklung noch weit größer als hier im Kosovo. Und es sind Personen, die in internationalen Organisationen wie der Europäischen Union ihre Erfahrungen über das Militärische hinaus sammeln konnten.

Was passiert, wenn demnächst die Führung der KFOR wechselt?

Starlinger: Man sollte nicht das Militär sehen, das diesen Vorschlag bringt. Stattdessen muss man unseren Think Tank wie eine Unternehmensberatung betrachten, die den

Zustand des Kosovo kritisch betrachtet und Lösungen präsentiert. Daher ist es wichtig, dass man den Erfolg dieser Idee nicht allein mit dem Militär in Verbindung bringt, sondern ihn an der Akzeptanz bei den Hauptakteuren misst – das sind die zivilen Organisationen und vor allem die Regierung des Kosovo. Wenn es der Unternehmensberatung gelingt, dass ihre Ideen angenommen werden, dann ist nicht wichtig, wie lange die Firmenvertreter hier im Kosovo sind.

Wie wollen Sie die kosovarische Regierung von Ihrem Konzept überzeugen?

Starlinger: Es gibt derzeit keine Alternative. Man kann unsere Idee nicht mit einer anderen vergleichen, weil es außer unserem Konzept keinen gesamtheitlichen Ansatz gibt. Außerdem steht die Regierung sehr stark unter dem Druck der Geldgeber. Geberländer und internationale Organisationen haben von der Regierung einen solchen Mechanismus gefordert, ihn bis dato jedoch nicht präsentiert bekommen. Außerdem kann das Kosovo mit diesem Konzept ein weltweites Vorbild werden, funktioniert dieser gesamtheitliche Ansatz und das Zusammenspiel aller Akteure hier in diesem Land, kann es leicht auch auf andere Krisengebiete übertragen werden.

Wann rechnen Sie mit den ersten Erfolgen Ihres Masterplanes?

Starlinger: Der erste sichtbare Erfolg wird sein, dass die Bezirksvorsteher des Kosovo ein klareres Bild davon haben, wie die Regierung ihre Prioritäten festlegt. Dann entsteht nicht mehr der Anschein, die Prioritäten würden willkürlich festgelegt. In der zweiten Hälfte dieses Jahres wird schon das eine oder andere Projekt von dieser neuen Beurteilung profitieren.

Worüber sprechen Sie zuerst mit Ihrem Nachfolger?

Starlinger: Es gibt zwei Hauptthemen. Das eine ist die militärische Planung für einen weiteren Truppenabzug, das andere ist der Bauplan Kosovo.

Sehen Sie sich selbst eher als Idealist oder Realist?

Starlinger: Ich bin ein Mensch, der Visionen hat und die Realität diesen Visionen angleichen will. Es bauen sich derzeit ein paar Hürden auf, ein gewisser Widerstand, der sich darin ausdrückt, dass der Bauplan Kosovo als zu ambitioniert bezeichnet wird. Aber das nehme ich gerne in Kauf.

Das Interview mit General Thomas Starlinger führten Kristina Chmelar, Pierre-Christian Fink, Lena Jakat und Ulrich Schmidla



von
Pierre-Christian Fink

Im Kampf mit den Paragrafen

Der Kosovo-Einsatz bietet viel Stoff für Juristen

Jurist Christoph Müller* führt seine Dienstgespräche gerne im Freien. „Man weiß ja nie, wie sicher die Telefonverbindung ist“, sagt der Rechtsberater des deutschen Kommandeurs im Kosovo. Über seinen Schreibtisch laufen fast alle wichtigen Entscheidungen. Denn der Bundeswehr-Einsatz im Kosovo ist juristisch so kompliziert, dass die Armee nicht ohne Rechtsberater auskommt.

„Wir haben es hier mit dem ganzen Blumenstrauß des Rechts zu tun“, sagt Müller. Für die KFOR gelten Bestimmungen der Vereinten Nationen und der Nato; die Bundeswehr muss sich an ihr Bundestagsmandat und das deutsche Wehrrecht halten; für den einzelnen Soldaten gelten Straf- und Privatrecht aus der Heimat weiter. Am Ende heißt es immer wieder: Was dürfen die deutschen Soldaten im Kosovo – und was dürfen sie nicht?

Müller beschäftigt diese Frage jeden Tag von 7.30 Uhr bis 20 Uhr. „Die Rechtslage ist in der Praxis im Kosovo nicht eindeutig“, sagt der Jurist. Deshalb lässt der deutsche Kommandant seine Befehle vom Rechtsberater überprüfen. „Ich verstehe mich nicht als Verhinderer, sondern als jemand, der rechtliche Wege zum angestrebten Ziel aufzeigt“, sagt Müller. Das letzte Wort hat immer der Kommandeur. „Wie bei der Bundeswehr üblich, trägt der militärische Führer auch im Kosovo die volle Verantwortung“, stellt der Rechtsberater klar.

Zusammen mit einem österreichischen Juristen berät Müller auch den Kommandeur der KFOR-Truppe im Südkosovo, General Thomas Starlinger aus Kärnten. „Die Rechtsberater sind extrem wichtig, weil unsere Missionen in einer sehr komplexen Rechtswelt stattfinden“, sagt Starlinger. Beinahe täglich hat er Kontakt zu seinen Juristen; selbst bei der Konferenz der wichtigsten Staboffiziere sitzt immer ein Rechtsberater am Tisch. „Bei kritischen Fragestellungen kann nur ein Jurist sagen, wie weit wir gehen dürfen“, erklärt der General.

An das kosovarische Recht sind die Bundeswehr-Soldaten nicht gebunden. „Die deutsche Politik will nicht, dass unsere Soldaten im Ausland vor Gericht stehen“, sagt Müller. „Die Immunität bedeutet aber noch lange nicht, dass die Bundeswehr mit Tempo 150 über Ortsstraßen im Kosovo fahren sollte.“ Also muss sich der Rechtsberater auch mit kosovarischen Gesetzen beschäftigen.

Ermitteln deutsche Staatsanwälte gegen einen Bundeswehr-Soldaten im Kosovo, ist der Rechtsberater ihr verlängerter Arm vor Ort. Nötig ist das meistens nach Verkehrsunfällen im Einsatz – manchmal aber auch nach Selbstmorden. Ein Thema, über das Müller nicht sprechen möchte. Im Feldlager hört man jedoch von etlichen Suiziden deutscher

KFOR-Soldaten. Mit der Erklärung sind die Kameraden schnell bei der Hand: Ärger gebe es auch im Einsatz; außerdem sei das Bier billig und ständig eine Waffe zur Hand.

Immer wieder erhalten Soldaten beunruhigende Briefe aus der Heimat – Gebührenbescheide, Mahnbriefe, manchmal sogar die Scheidungspapiere. „Im Ausland besteht die Gefahr, dass man den Kopf in den Sand steckt und einfach ignoriert, was zu Hause passiert“, sagt Müller. Damit das nicht passiert, bietet der Jurist eine Erste-Hilfe-Beratung für Soldaten an. Ein kleiner Teil seiner Arbeit, aber ein wichtiger, findet Müller. Wenn ein Soldat nur noch an Probleme in der Heimat denke, könne er nicht mehr gut arbeiten, sagt Müller: „Letzten Endes geht es auch bei privaten Rechtsproblemen um die Einsatzbereitschaft der Streitkräfte.“

*Name geändert





Ich & die

Für uns Kinder der Friedensbewegung waren „sie“ immer die anderen: zwar nicht Kurt Tucholskys „Mörder“, aber doch Irregeleitete, die ein paar grundsätzliche Dinge nicht verstanden hatten, was Menschlichkeit, Bibel und das Verhalten in Fernzügen der Deutschen Bahn anging. Neun Jahre überlebte dieses Weltbild den Kalten Krieg, dann wurde alles anders: Die Grünen gingen mit der SPD ins Kosovo und schließlich auch nach Afghanistan, ich ging in die Konrad-Adenauer-Stiftung und traf dort Leute, die „gedient“ hatten und trotzdem schwer in Ordnung waren. Ich begann, die Dinge differenzierter zu sehen.

Trotzdem fällt der Schritt durchs Kasernenort zunächst nicht leicht: Die Welt hinter Zäunen, Waffen, Uniformen und Dienstgraden ist mir gänzlich fremd. Peacekeeping hin oder her, denke ich am Anfang unserer Reise, während ich in der Julius-Leber-Kaserne in Berlin die ersten Soldaten in Uniform sehe, aber welcher normale Mensch geht dafür hierhin und nicht in eine heimelige NGO mit karitativ-christlichem Background, normaler Kleidung und flachen Hierarchien? „Im Konfliktfall sind zehn Panzer im Hintergrund besser als ein Schaf an der Leine“, sagt dazu am zweiten Tag unserer Reise ein Oberst. Das bestechende Bild stimmt mich (dem nicht zu unterschätzenden Wert von Wollpullovern zum Trotz) erstmals nachdenklich.

Was mich auch nachdenklich stimmt: der hinter Schaf und Panzer hervorstechende Humor. Darauf bin ich nicht vorbereitet,

ebenso wenig auf Generäle, die sich versiert im Genderdiskurs bewegen, und auf Soldaten, die im Gottesdienst weinen. Die Bundeswehr präsentiert sich soziologisch, intellektuell und humoristisch vielfältig, und auch politisch tut sich Unerwartetes: „Wir waren ja alle 68er“, sagt ausgerechnet der Offizier, der im fränkischen Wildflecken Soldaten auf den Einsatz in Afghanistan vorbereitet: „Straßenbahnen umschmeißen, Notstandsgesetze kippen, unsere Eltern waren Klassenfeinde!“, sprudelt es aus ihm heraus, dann wird er nachdenklich: „Ich habe erst spät, in Afghanistan, verstanden, was die eigentlich im Weltkrieg durchgemacht haben.“

ZWISCHENRUF

Mein eintöniges Bild der Bundeswehr von früher ist da schon längst facettenreich geworden. Ohne die strikte Kommandostruktur, das wird spätestens im Feldlager Prizren klar, wäre die Bundeswehr einfach ein kompetentes, gut informiertes und in seiner Außenwirkung sehr sympathisches Unternehmen, mit einem zugegebenermaßen etwas speziellen Auftrag. Aber da ist nun mal diese Kommandostruktur, mit all ihren Vor- (hohes Maß an Handlungsfähigkeit) und Nachteilen, vor allem einer gewissen Verschlossenheit, wenn es um öffentliche Kritik an den eigenen Strukturen geht. Gefragt, ob er auch Beiträge zu kleineren Missständen im Camp sende, sagt der freundliche Chefredakteur der Prizrener Filiale des Bundeswehrradios „Andernach“, im VW-Betriebsradio würden ja auch keine Beiträge

über brasilianische Prostituierte ausgestrahlt. Dass das firmeneigene Betriebsradio bei VW von Publikationsmöglichkeiten der Gewerkschaft balanciert wird, sagt er nicht. Man tut sich schwer mit kritischer Öffentlichkeit bei der Bundeswehr, denke ich, denke aber zugleich auch: Was machen wir dann hier? Denn eins ist klar: Wer Presse so dicht an sich heran lässt, der hat nicht wirklich etwas zu verbergen.

Am Ende bleibt dem Mäkler daher nur noch, die grundsätzlicheren Dinge zu bekräftigen, zum Beispiel die Waffen. Denn es ist nun einmal so: Eine christlich-pazifistische Erziehung lässt es nicht zu, gänzlich gelassen neben einem durchgeladenen G 36 zu stehen. Da muss der Militärseelsorger ran: „De-kalogisch ist das völlig in Ordnung, es heißt ja auch eigentlich ‚Du sollst nicht morden!‘ und nicht ‚Du sollst nicht töten!‘“ Sagt er mit Blick auf Gewehr und Altes Testament (Ex 20,13 bzw. Dtn 5,17). Dass im Neuen Testament die deutlich friedfertiger Aufforderung folgt, die andere Wange hinzuhalten (Mt 5,39), sagt er nicht. Muss er aber vielleicht auch nicht, wir sind ja schließlich nicht auf der Suche nach einem zweiten Jesus, sondern lediglich nach anständigen Menschen, denen wir unsere Landesverteidigung anvertrauen können. Dass wir die eventuell gefunden haben, wird mir spätestens an unserem letzten Tag in Prizren klar, einem Sonntag: Wer einmal erlebt hat, wie die Gemeinde in einer vollbesetzten Lagerkirche mit Inbrunst und Stimmgewalt Dietrich Bonhoeffers „Von guten Mächten“ singt, der schöpft ungeahntes Vertrauen in die Bundeswehr. Auch als bekennender Zivilist.

GLOSSE

AbküFi Bw^{*}

* Abkürzungs-Fimmel Bw (Bundeswehr)



Demnächst im Handel?

Man stelle sich vor: Ein unbescholtener Zivilist versucht, in die Welt der Nicht-Zivilisten, sprich: Soldaten, einzutauchen. Das ist ungefähr so, als ob ein Schweizer versucht, Sächsisch zu lernen – nur schlimmer.

Wenn ein **TaPsi** (bundeswehrdeutsch für: total ahnungslose Person sucht Information) sich über das Kosovo (Kraftfahrzeugs-Nationalitätszeichen: **KOS**) informiert, dann stellt sich das wie folgt dar: Um ein **SASE** herzustellen und das **FOM** auf Dauer zu gewährleisten, müssen **PrDSS** und **NAIs** durch **JICs**, **METs**, **PSYOPs** und andere asymmetrische Streiche geschützt werden.

Ein Übersetzungsversuch: Ist das **FOM**, freedom of movement, d.h. die Bewegungsfreiheit durch streikende Pferdetaxis, „Freizeitalliban“ (Oberst Reinhard B., **VN AusbZ Bw** Wildflecken) oder sonstige Störelemente eingeschränkt, muss eine sichere Umgebung, kurz **SA-SE**, wieder aufgebaut werden. Deshalb schwärmen **METs** (mobile Einsatztruppe) in gescheckten Teletubbie-Anzügen in „ernst zu nehmende“ oder auch in nicht ganz oder gar nicht ernst zu nehmende „urbane Umgebungen“ aus, fragen die Schäfer nach dem Befinden ihrer Schafe oder Ziegen und erzielen, wenn nötig und möglich, Wirkungen. „Urbane Umgebungen“ ist das, wo sich **PrDSS** (besonders schützenswerte Dinge und Personen) befinden – wobei unklar bleibt, welche davon denn ernst zu nehmen sind. „Wirkungen erzielen“ wiederum bedeutet vor allem: schießen. Das versuchen sie jedoch zu vermeiden, weshalb sie vor allem auf **PSYOPs** setzen. Die Waffe der **PSYOP** (neudeutsch: psychological operation) ist das Wort. Früher nannte man das Propaganda, was weniger schick, dafür aber irgendwie greifbar war. Bei der Wahl der urbanen oder nicht urbanen Umgebungen wiederum wird darauf geachtet, dass die Schafe auch guten Käse für die Truppen geben und die Wiesen sich für Fußballspiele oder Schlammrobben zu Übungszwecken eignen – denn **NAI** bedeutet auf neudeutsch: Nominated area of interest. Im Kosovo greift man dabei gerne auf **CIMIC** zurück. Diese „zivil-militärische Kooperati-

on“ findet vorzugsweise in **CIMIC**-Centern statt, was mit **CC** abgekürzt wird und eine interessante Metaebene im Labyrinth der Abkürzungen bietet. Wie allerdings die Kommunikation zwischen Zivilisten und Militär funktioniert, bleibt unklar.

Soviel zur Theorie der modernen Kriegs- beziehungsweise Friedenseinsatzführung. Im Alltag ist ja in der Regel alles nochmal anders. So auch bei der Bundeswehr: Hier wird der **Oberstlt** (deutsch: Oberstleutnant) der Einfachheit halber mit **OTL** abgekürzt, und der **HptGefr** (deutsch: Hauptgefreiter) heißt kurz und schmerzlos **HG**. Leider hat sich das Abkürzungsabkürzungssystem bisher nur für die Dienstgrade durchsetzen können. Ein **EinsFüKdoBw** bleibt **EinsFüKdoBw** und steht einfach für: Einsatzführungskommando der Bundeswehr. Auch der Beruf des **MilFachBearbTrPsych** ist kinderleicht zu entschlüsseln: Militärischer Fachbearbeiter des Truppenpsychologen. Der **AvD** ist entgegen anders lautender Gerüchte der Arzt vom Dienst. Die hübsche Aufschrift „**GemAufklKp**“ vor einem Wohngebäude im Camp in Prizren wiederum stellt den vorbeiwandernden Zivilisten vor ein Problem. Würde man das Abkürzungsabkürzungssystem hier konsequent anwenden, so würde aus dem großen Fragezeichen im Kopf des Zivilisten zumindest ein lautmaleriesches Bild: **GAK. Gak. GAKK**. Dann könnte man sich auch gleich besser vorstellen, was diese „gemischte Aufklärungskompanie“ eigentlich tut: Sie läuft und fliegt zu Luft und zu Land, mal im Gänsemarsch und mal im Rudel, wühlt im Dreck, macht Lärm und schnattert, bevor die anderen legen.

Sie bleibt ein weites, dem Zivilisten unzugängliches Feld, die Sprache der Bundeswehr. Was ein **Kdr DEU EinsKigt** genau ist, was der **S3StOffzMAN3N** den lieben langen Tag über tut und wozu man einen **Ekdg/VbdgTrp** braucht, konnte bis Redaktionsschluss nicht geklärt werden. Was hinter dieser Taktik der Sprachverwirrung steckt, kann jedoch ein albanisches Sprichwort erklären: Die Frau und den Maulesel schlägt man mit Holz, einen Mann schlägt man mit Worten.

IMPRESSUM

»Nach elf Tagen als › embedded journalist ‹ beziehungsweise › embedded JONalist ‹ ...



... habe ich erfahren, dass die Bundeswehr darum weiß, dass sie einen Querschnitt der Gesellschaft – mit all ihren Stärken und Schwächen – abbildet, und trotzdem (oder gerade deshalb) Angst hat, sich der Öffentlichkeit zu präsentieren, wie sie ist. ‹

Kristina Chmelar

... habe ich gelernt, dass Vorurteile nur durch bedingungslose Konfrontation zu widerlegen sind. ‹

Sabrina Ehrle



... habe ich im Umgang mit Pressestellen gelernt, im wie viel Wahrheit im Soldatensprichwort ›Der Teufel ist ein Eichhörnchen‹ liegt. ‹

Pierre Fink

... hat mich überrascht, dass es bei zwei Soldaten drei Meinungen gibt. ‹

Sebastian Barnet Fuchs



... habe ich gelernt, dass Soldaten – vom Gefreiten bis zum General – auch ›nur‹ Menschen sind. ‹

Gianna Grün

... hat mich überrascht, wie viele Soldaten sich über journalistische Fragen freuen und offen über Alltag und Auftrag sprechen. ‹

Lena Jakat



... habe ich gelernt, dass eine Dose Bier für Soldaten im Kosovo billiger ist als zehn Minuten Internet. ‹

Wolfgang Kerler

... habe ich gelernt, dass der Begriff ›VS – Verschlussache‹ nur für den Dienstgebrauch; offiziell selbst für das Freizeitprogramm gilt. ‹

Simon Kremer



... habe ich gelernt, dass das Schlafen in einer Drei-Mann-Containerbox gar nicht so schlimm ist – wenn man nach fünf Tagen wieder heim darf. ‹

Astrid Langer

... hat mich überrascht, wie schnell man sich an den militärischen Drill gewöhnt. ‹

Anna-Katharina Lenz



... hat sich mein Bild von den Streitkräften um 580 Grad gedreht – außerdem werde ich künftig nicht mehr ohne Gummistiefel und Harke im Handgepäck das Haus verlassen. ‹

Ariane Missuweit



... werde ich künftig Lebensfreude, Sehenwürdigkeit und Amtdeutsch sagen: Schließlich heißt es Offizierheim und Essenmarken, weil man auch nicht Schubschleife und Bratskartoffel sagt. ‹

Carmen Reichert

... hat mich überrascht, dass die „einfachen“ Soldaten im Umgang mit der Presse oft souveräner waren als manche Offiziere. ‹

Johannes Schneider



... habe ich gelernt, dass ich embedded meinen journalistischen Auftrag nur schwer erfüllen kann. ‹

Franziska Schwarzmann

... werde ich die Welt künftig nicht nur in bunt, sondern in fleckten betrachten. ‹

Kilian Trotier



... habe ich gelernt, dass Soldaten entgegen landläufiger Vorurteile oft schlaue Köpfe sind. ‹

Christoph Wöhrle

... hat mich überrascht, dass die Jungjournalisten so mutig so viele Fragen gestellt haben. Bravo! ‹

Ursula Meissner



... war ich froh, dass sich gefühlte 100.000 Mails und Telefonate gelohnt haben und erfreut, dass 16 neugierige Jungjournalisten die Bundeswehr jetzt realistischer (positiv wie kritisch) sehen. ‹

Marcus Nicolini

... hat mich überrascht, dass das Räumen von Minen für das deutsche Kontingent im Kosovo kein Thema ist, obwohl im Grenzgebiet zu Albanien und Mazedonien noch genügend herumliegen. ‹

Ulrich Schmidla



... war ich, als Daheimgebliebener, voll Freude, dass alle ›jonalisten‹ gesund, voller Ideen und Geschichten aus ihrem Einsatz zurückkehrten. ‹

Andreas (Andy) Artmann

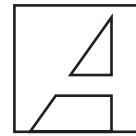
... hat es mich gefreut, dass ich eine so interessante Gruppe auf ihre auch für mich sehr informative und abwechslungsreiche Reise begleiten durfte. ‹

Falk Bärwald



... hat mich gefreut, wie intensiv sich die Stipendiaten auf das Thema ›Bundeswehr im Einsatz‹ eingelassen haben, sodass meines Erachtens das Seminar ein voller Erfolg für alle wurde. ‹

Friedrich-Franz Sodenkamp



**Konrad
Adenauer
Stiftung**

EINSATZ

Das Magazin zu 10 Jahren
Bundeswehr im Kosovo

Herausgeber

Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS)
Begabtenförderung und Kultur
Journalisten-Akademie
Rathausallee 12
D-53757 Sankt Augustin

Tel. +49-(0)2241/246-2529
Fax +49-(0)2241/246-2573

Verantwortlich und Schlussredaktion

Dr. Marcus Nicolini (Vi.S.d.P.),
Journalisten-Akademie
E-Mail: marcus.nicolini@kas.de

Chefredaktion

Ulrich Schmidla, München

Artredaktion

Andreas (Andy) Artmann, Niederkassel

Redaktion

Kristina Chmelar, Sabrina Ehrle,
Pierre-Christian Fink, Sebastian Barnet
Fuchs, Gianna Grün, Lena Jakat, Wolfgang
Kerler, Simon Kremer, Astrid Langer,
Anna-Katharina Lenz, Ariane Missuweit,
Carmen Reichert, Johannes Schneider,
Franziska Schwarzmann, Kilian Trotier,
Christoph Wöhrle

Bildredaktion und Nachweise

Ursula Meissner (Wörrstadt),
Falk Bärwald (Kropp), Simon Kremer und
die Stipendiaten der Journalistischen
Nachwuchsförderung (JONA),
Stefan Bitterle (1), picture alliance/dpa (1)

Druck

Bonifatius GmbH, Paderborn

www.kas.de

www.journalisten-akademie.com

© 2009 Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
Alle Rechte vorbehalten, II. verb. Auflage

Dieses Magazin ist im Rahmen des Seminars ›Auslandseinsätze der Bundeswehr‹ der Journalisten-Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung im März 2009 entstanden, in Kooperation mit dem Bundesministerium der Verteidigung und den deutschen Streitkräften. Mit freundlicher Unterstützung des Frankfurter Societäts-Verlages.

Nutzen Sie unsere neue Publishing-Technologie, um die Abstimmungsprozesse mit Ihren Kunden entscheidend zu verbessern. Noch nie war der Weg vom Scribble zum fertigen Produkt so einfach und effizient.

Endlich mehr Raum für Kreativität

TANGO team

Umfassende Publishing-Lösung ... mit einzigartigen Features:

Medienverwaltung **tango Center**
Layoutprogramm **tango Studio**
Redaktionseditor **tango Script**
Webserver tango **WebConnect**

mysql-Datenbank
Komfortable Benutzerverwaltung
Einstellbare Berechtigungen
Administration über Browser

Paralleles Arbeiten ohne Ein- und Auschecken
Zwei Fenster für Fahne und Layout
Texteditor mit Echtdarstellung und Word-Funktionalität

**Gesamtpaket für
5 Anwender
nur
Euro 2.450,-
zzgl. USt.**

MarkStein
Software

Entwicklungs- und VertriebsGmbH
Marienburgstraße 27
D-64297 Darmstadt
Tel. +49 (6151) 39687-0
Fax +49 (6151) 39687-10
info@markstein.com

www.markstein.com